1,50 DM / Band 42
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis



Ryder del Gado

Larusius - der Dämonenmacher

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Larius, der Dämonenmacher

Damona King Nr. 42

von Martin Eisele

erschienen am 06.10.1980

Larius, der Dämonenmacher

Meriam Rogers ahnte nicht, daß jede ihrer Bewegungen von eiskalten Augen beobachtet wurde.

Sie war jung, verzweifelt, eifersüchtig und dementsprechend unaufmerksam, was ihre momentane Umgebung betraf. An die Gefahren, die in einer Nacht wie dieser einer hübschen einsamen Spaziergängerin drohen konnten, dachte sie nicht. Sie konnte gar nicht daran denken, dazu war sie viel zu aufgeregt. Sie zitterte, ballte ihre zierlichen Fäuste und ging schneller. Dabei wußte sie genau, daß sie vor ihrer Erinnerung nicht davonlaufen konnte.

Unvermittelt fröstelte sie. Ekelhaft langsam kroch eine Gänsehaut über ihren Rücken. Eine Warnung ihres Unterbewußtseins…

Aber Meriam beachtete sie nicht. Ein weiterer verhängnisvoller Fehler… Jetzt konnte sie ihrem Schicksal nicht mehr entgehen.

Die Nacht war düster und trübe. Tintenschwarze Wolken ballten sich drohend am Himmel. Ein scharfer Wind, der vereinzelte Schneeflocken vor sich her trieb, fegte von der Themse her. Bald würde es zu schneien beginnen.

Beiläufig stellte Meriam Rogers das fest. Sie haßte diese Jahreszeit.

Und ganz besonders haßte sie das Wetter an diesem Abend. Es versinnbildlichte exakt das, was sie momentan fühlte. Sie schniefte und gab sich tapfer Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten.

Das half. Ihre Verzweiflung, ihre Scham machten endgültig einer Mordswut Platz, die sich im speziellen gegen Steven Haggett und im allgemeinen gegen sämtliche gutaussehende Männer Londons richtete.

Steven Haggett – dieser gemeine Kerl! Gestern abend hatte er sie gefragt, ob sie seine Frau werden wolle. Den Himmel auf Erden – und noch viel mehr – hatte er ihr als Gegenleistung für ihr Jawort in Aussicht gestellt. Derartige Äußerungen fielen ihm beileibe nicht sonderlich schwer, obwohl sie ganz zweifellos ernst gemeint waren.

Steven war der einzige Sohn von Sir Rider Howard Haggett, einem schwerreichen Industriellen. Darüber hinaus war er – sozusagen hauptberuflich – Playboy. Nun, sie war selbst kein Kind von Traurigkeit und durchaus bereit, großzügig zu denken, dennoch hatte sie gezögert. Sie gehörte nicht zu der Sorte Girls, die einen Mann ausschließlich seines Bankkontos wegen heirateten. Was die Liebe anbelangte, war sie Romantikerin.

Sie hatte sich Bedenkzeit ausgebeten. Und sie hatte sich entschieden. Heute abend, auf Stevens Geburtstagsparty, hatte sie ihm ihr Jawort geben wollen. Aber dazu war es nicht mehr gekommen…

Heute abend – da war schon alles vorbei gewesen. Das hatte er ihr zwar nicht gesagt, es sie jedoch um so deutlicher merken lassen. Ungeniert hatte er vor ihren Augen mit ihrer besten Freundin Lisa geflirtet.

Seine zärtlichen Worte von gestern hatten sich als wertlose Lippenbekenntnisse entpuppt… Und die große Liebe war demzufolge nicht mehr gewesen als ein simples Strohfeuer. Nicht einmal vierundzwanzig Stunden lang hatte er auf sie, Meriam, warten können.

Das tat weh, zeigte es doch, wie wenig sie ihm in Wirklichkeit bedeutete. Aber gleichsam sagte sie sich, daß es so besser war. Er hatte ihr sein wahres Gesicht gezeigt und sie damit vor einer Riesendummheit bewahrt.

Oh, diese Männer, dachte Meriam hitzig. Und ihr Blut geriet erst recht in Wallung, als sie an die mitleidigen Blicke der anderen Partygäste dachte.

Natürlich hatten alle bemerkt, was mit ihr und Steven los war. So etwas blieb in den Kreisen schließlich nie lange ein Geheimnis. Steven

hatte es mühelos geschafft, sie unmöglich zu machen.
»Ich will ihn nie wiedersehen, diesen… diesen Schuft!« flüsterte sie unvermittelt. Es klang trotzig und entschlossen.

Sie seufzte und knöpfte ihren Mantel zu. Vorhin, bei ihrem überstürzten Aufbruch, war ihr dazu keine Zeit mehr geblieben. Nachdem sie den Mantelkragen aufgestellt hatte, ging sie weiter. Noch ein paar hundert Meter, und sie war zu Hause. Sie freute sich jetzt auf den Augenblick, in dem sie ihre Wohnungstür hinter sich ins Schloß drücken konnte. Sie würde nicht mehr an Steven Haggett und die Blamage auf der Party denken… Morgen sah die Welt gewiß wieder anders – und besser aus.

Da hörte sie die Schritte hinter sich.

Meriam dreht sich halb um, ohne jedoch langsamer zu gehen. Hinter ihr, höchstens drei Meter entfernt, wogte silbrig schillernder Nebel. Zu sehen war niemand. Und doch waren die Schritte zu hören, nach wie vor. Hastige, harte Männerschritte, die rasch, entschlossen, näherkamen…

Meriam schluckte und wandte sich wieder um. Vor ihr war die Sicht klar… Knapp fünf Meter voraus sandte eine Straßenlaterne ihr milchiges Licht in die Dunkelheit.

Meriam konzentrierte sich voll auf die Schritte. Sie wurden lauter, dröhnender, hallten in ihren Ohren wider. Die einsame Straße…

Das bedrückende Wetter… Die Schritte … Die Furcht sprang Meriam Rogers an wie ein wildes Tier. Die Schlagzeilen der letzten Tage fielen ihr ein. Junge Mädchen spurlos verschwunden! – Scotland Yard ratlos! Geht in London ein neuer Jack the Ripper um? Wer wird die Nächste sein?

Jetzt bereute sie ihren Entschluß, zu Fuß nach Hause zu gehen. Sie hatte gehofft, in der kühlen Nachtluft wieder zu sich selbst finden zu können. Deshalb hatte sie sich kein Taxi gerufen. Wie dumm sie gewesen war!

Aber für diese Einsicht war es nun zu spät!

Adrenalin peitschte durch ihren schlanken, biegsamen Körper und erzeugte unangenehme, prickelnde Hitze. Schweiß perlte auf ihrer Stirn. Sie zögerte, erneut über ihre Schulter zurückzublicken…. Hatte Angst vor dem, was hinter ihr war …

Dann gab sie sich einen energischen Ruck. Abrupt stoppte sie und wirbelte herum. Ihre Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen, als sie in das wabernde Grau starrte, das vor dem dunklen, samtigen Hintergrund der Nacht unheimlich, gespenstisch anmutete.

Sekunden dehnten sich – wie es Meriam schien – zu einer kleinen Ewigkeit.

Ihr Mund trocknete aus.

Wieder, wie vorhin, vermochte sie niemanden zu sehen. Aber die

Schritte waren jetzt ganz nahe!
Meriam verstand das nicht! Sie war doch nicht wahnsinnig! Sie bildete sich diese Schritte doch nicht ein! – Oder etwa doch?
Aber im nächsten Sekundenbruchteil war diese Frage bereits gegenstandslos geworden!
Meriam erkannte, daß sie sich nicht geirrt hatte! Jetzt sah sie die beiden großen schattenhaften Gestalten, die sich aus dem Nebel herausschälten. Meriams Blick wanderte hoch, zu den Gesichtern der Männer…
Sie starrte in zwei Alptraumfratzen!

***

Meriam stand wie erstarrt!
Ihr rasender, hämmernder Herzschlag schmerzte!
Flieh! zuckte es in ihrem Geist auf. Wie ein Flammenspeer fraß sich dieses eine Wort, dieser eine Befehl ihres Selbsterhaltungstriebs in sie hinein. Der Bann zerbröckelte. In panischer Hast warf sie sich herum und rannte los.
Lieber Himmel, laß es nicht wahr sein! dachte sie voll Grauen.
Sie kam genau vier Schritte weit, dann waren die beiden Kreaturen, die nicht von dieser Welt stammen konnten, heran!
Harte, rauhe Fäuste griffen nach ihr, rissen sie herum. Wie von Sinnen schlug Meriam um sich, ohne jedoch auf Widerstand zu treffen! Die Unheimlichen schienen nur aus Luft zu bestehen… Vor Meriams Augen loderten blutrote Schleier. Sie schrie aus Leibeskräften.
Und dann gelang es ihr doch irgendwie, freizukommen. Sie taumelte, fiel, krachte auf den schwarzen, wie gelackt wirkenden Asphalt. Die Schmerzen spürte sie gar nicht.
Es ging um ihr Leben. Sie mußte weg, weg von diesen schrecklichen Wesen…
Aber bevor sie sich aufrappeln konnte, waren die Unheimlichen schon wieder über ihr. Meriam Rogers hatte keine Chance.
Sie wurde hochgezerrt und riß ihre Augen auf. Eine dieser schrecklichen Fratzen war direkt vor ihr… Das – das gibt es nicht, dachte sie noch. Das ist unmöglich! Ich träume! Ja, alles ist nur ein schrecklicher Traum!
Aber es war kein Traum!
Sie starrte in das Antlitz eines Monsters! Das war Wirklichkeit!
Gräßliche rotgeränderte Beulen verunstalteten dieses Antlitz, dieses Wahnsinnsgesicht. Unter gewaltigen Wülsten klafften große, dunkle Augenhöhlen, in deren Tiefe ein gefährliches Feuer glomm. Geblähte Nüstern und ein mit langen scharfen Reißzähnen bewehrter Rachen vervollkommneten die Scheußlichkeit der Kreatur.

Meriam spürte würgende Übelkeit in sich.
Warum kam ihr denn niemand zu Hilfe? Sie hatte doch geschrien!
Hatte das niemand gehört?
Die Panik trieb sie an den Rand des Wahnsinns.
»Nein«, wimmerte sie. »Ich – ich will nicht sterben!«
Meriam wollte wieder schreien, aber dazu kam sie nicht mehr.
Verwundert registrierte sie die Berührung an ihrer Stirn. Dann schien etwas direkt in ihrem Kopf zu explodieren.
Ein stechender Schmerz durchraste sie wie eine feurige Springflut.
Meriam Rogers' Körper erschlaffte…

***

Mit viel Gefühl zog Damona King den silbergrauen Porsche 928 S in die Kurve. Normalerweise bevorzugte sie ja den Range Rover, aber der stand momentan in der Garage auf Kings Castle. Romano Tozzi, der General-Manager des King-Konzerns, hatte es wieder einmal mächtig eilig gehabt und Mike und sie per Hubschrauber abholen lassen. Dringende Geschäfte erforderten eben unkonventionelle Methoden. Und im Erfinden ebensolcher war Tozzi, dem man nachsagte, er sei mit dem King-Konzern verheiratet, Spezialist.
Nun, der Fuhrpark des Konzerns war ausnehmend gut bestückt, und Damona hatte ein Faible für schnelle Autos. Demgemäß hatte sie sich das silbergraue Geschoß geradezu aufgedrängt. Sie bereute ihre Wahl nicht. Der V8-Motor des Porsche schnurrte wie eine Katze, die soeben ihre warme Milch bekommen hatte.
Die Straßen waren erfreulich leer, der leichte Schneeregen und die Dunkelheit, die das Abblendlicht regelrecht aufzusaugen schien, waren zu verkraften. Klar, die Sichtverhältnisse hätten besser sein können, aber Damona wollte nicht klagen. Daran, daß das Londoner Wetter mindestens ebenso unberechenbar und heimtückisch war wie eine ganze Herde mexikanischer Wildesel, hatte sie sich inzwischen gewöhnt. Ihre gute Laune stand trotzdem im Zenit. Nach einem anstrengenden Schreibtischtag konnte man wohl nicht mehr verlangen.
Sie freute sich auf Mike, der die Zentrale des King-Konzerns schon vor einer Stunde verlassen hatte und nun im Hotel auf sie wartete.
Wenn sie gemeinsam in London waren, dann gab es nur selten einen ruhigen Abend zu zweit. Dann hetzte ein Termin den anderen, und der Streß machte nicht einmal vor dem Privatleben halt.
Seit einigen Monaten ging das nun schon so. Genau seit jenem Tag, an dem ihre Eltern ermordet worden waren…
Damona biß sich auf die Unterlippe und wischte die düsteren Erinnerungsfetzen von sich. Sie wollte jetzt nicht an das damalige entsetzliche Geschehen auf Kings Castle denken.

***

Gut, sie hatte den Riesenkonzern, den ihr Vater aufgebaut hatte, geerbt, und zwischenzeitlich kam sie mit ihrer Rolle als Chefin eines Wirtschaftsimperiums klar. Die Einstiegsschwierigkeiten waren überwunden, und die Mitarbeiter – vor allem die Herren Manager in den Chefetagen – akzeptierten sie. Wohl oder übel hatten sie begreifen müssen, daß eine Frau ihren Kopf auch nicht nur zum Haareschneiden mit sich herumträgt.

Die laufenden Geschäfte gingen leicht von der Hand. Trotzdem nervte die Schreibtischhockerei.

Damona seufzte.

Man hat's nicht leicht – aber leicht hat's einen, sinnierte sie. An Abenden wie diesem mußte sie ihrem Sarkasmus einfach die Zügel freigeben. Verflixt, sie war zweiundzwanzig Jahre alt, und da konnte und wollte man den Kopf nicht immer nur mit Problemen gefüllt haben.

Ihr Leben verlief ungewöhnlich genug. Dafür sorgte primär das Erbe ihrer Mutter Vanessa. Vanessa war eine Hexe, die sich von ihren Schwarzen Schwestern losgesagt und dem Bösen abgeschworen hatte. An der Seite ihres Mannes James F. King hatte sie für das Gute gelebt.

Damona hatte die phantastischen Fähigkeiten ihrer Mutter geerbt, konnte sie jedoch noch nicht vollständig und voll kontrolliert einsetzen und steuern. Nur bei akuter Gefahr aktivierten sie sich – und setzten Para-Energien von verheerender Intensität frei.

Kurz vor dem Tod ihrer Mutter hatte ihr Damona geschworen, ihre Begabung ausschließlich in den Dienst der guten Sache zu stellen. Dieses Versprechen hielt sie. Es war ihr wichtiger, als per King-Konzern Gewinnmaximierung zu betreiben. Das Unternehmen war gesund und milliardenschwer. Das genügte…

Damona hatte den Schwarzblütigen den Kampf angesagt. Erste Schlachten waren bereits geschlagen… Das Schattenreich hatte empfindliche Niederlagen einstecken müssen. Aber das Böse war mächtig, sehr mächtig. Für einen gefallenen Gegner standen zwei neue auf …

Und so lebte sie, Damona, zwei Leben: Auf der einen Seite war sie die wohlhabende junge Konzernchefin, – auf der anderen die weiße Hexe, die entschlossen auf der Seite des Guten kämpfte.

Von ihrem zweiten Ich wußten nur Mike Hunter, ihr Lebens- und Kampfgefährte und Generalbevollmächtigter, – und Butler Henry, der im heimatlichen Castle in den Grampian Mountains als guter Geist fungierte.

Einige Meter voraus sprang eine Ampel auf Rot.

Damona nahm den Fuß vom Gaspedal und tippte leicht auf die Bremse. Sanft rollte der Porsche aus.

Sie hüllte sich in Geduld und trommelte ein paar Takte auf das Lenkrad. Beiläufig sah sie nach rechts… und zuckte zusammen!
Im gleichen Sekundenbruchteil hörte sie nämlich den schrillen Angstschrei einer Frau, der nach wenigen Sekunden abrupt abriß!

***

Zwischen Straße und Gehweg gab es einen Grünstreifen mit Sträuchern und kleinen Bäumchen. So hatten die klugen Stadtplaner geglaubt, die Fußgänger einigermaßen vor den Abgasen der Fahrzeuge bewahren zu können. An die entsprechenden Laternen hatten sie jedoch nicht gedacht. Die gab es nur entlang der Straße.
Nichts war zu sehen. Trotzdem…
Der Schrei zitterte noch in der Finsternis, da war Damona schon unterwegs. Mit einer unnachahmlichen Geschmeidigkeit turnte sie aus ihrem flachen Flitzer und spurtete los.
Der Schrei verstummte.
Damona verdoppelte ihre Laufgeschwindigkeit noch. Hoffentlich kam sie nicht zu spät! Daran wollte sie jetzt gar nicht denken. Sie stürmte weiter, brach ohne Rücksicht auf Kratzer und Geräusch durch die Ziersträucher. Ein genaues Orientieren war überflüssig.
Damona folgte einfach ihrem Instinkt.
Dann war sie durch. Gleichzeitig sah sie die Bewegungen. Sie hielt darauf zu, ohne langsamer zu werden.
Einige Meter entfernt schimmerte der Lichtkegel einer Straßenlaterne auf dem naßglänzenden Asphalt. Die Helligkeit wurde vom Blattwerk gefiltert.
»He! Da kommt jemand!« zischte eine unsympathische Männerstimme.
Damona sah die Kerle.
Es waren zwei Männer, groß, breitschultrig, und auch sonst mit Maßen versehen, die eher an Orang Utans als an normale Sterbliche erinnerten…
Einer der Hünen hatte sich eine schlaffe Gestalt über die Schulter geworfen. Er schien ihr Gewicht überhaupt nicht zu spüren, denn als er Damonas Näherkommen registrierte, tänzelte er – ebenso wie sein Partner – mit affenartiger Geschwindigkeit herum.
Jetzt sah Damona die Gesichter!
In ihrem Gehirn rastete etwas ein!
Sie stoppte.
Die Alptraumkreaturen verständigten sich mit knappen Blicken.
Der Mond hatte sich im gleichen Augenblick durch das Wolkenmeer gekämpft und konnte nun sein bleiches Licht ungehindert zur Erde herunterschicken.
Das Monster ließ das Mädchen von seiner Schulter gleiten und legte

sie achtlos zu Boden.

»Du hast unsere Kreise gestört, Püppchen«, knurrte es dann bösartig.

Damona horchte auf. Die Stimme hatte seltsam dumpf geklungen … Und dann begriff sie. Natürlich … Die Kerle trugen Masken …

Das waren keine Monster!

Sie ließ sich nichts anmerken.

Die Männer setzten sich in Bewegung. Wie Dampfwalzen kamen sie heran.

Eiskalt wartete Damona ab. Ihre Geduld wurde nicht allzu lange strapaziert.

Sie fixierte die Augen des linken Kerls. Sie blickten feindselig und kalt und seelenlos wie zwei Glaskugeln. Plötzlich glomm ein Funke darin auf.

Synchron hierzu zuckte die mächtige, dicht behaarte Pranke des Burschen vor. Ihr Ziel: Damonas Kopf.

Aber Damona war gewarnt – und reagierte souverän. Sie pendelte zur Seite. An der Stelle, an der soeben noch ihr Kopf gewesen war, da war jetzt nur noch Luft. Das merkte der maskierte Angreifer schnell, denn seine Faust zischte ins Leere. Überrascht brüllte er auf.

Und noch während der Hüne verdutzt auf seine Faust starrte, handelte Damona. In ihrem Geist wuchs eine Flamme höher und höher – und brach ins Freie. Ein wuchtiger telekinetischer Schlag traf den Schläger am Kinn. Er brüllte noch einmal auf – und dann sank er zu Boden.

Derweil hatte Damona den anderen Schläger keine Sekunde lang vergessen.

Sie wirbelte herum…

Gerade noch rechtzeitig! Der andere Kerl hatte nämlich inzwischen geschaltet und ebenfalls angegriffen. Jetzt stand er direkt hinter Damona, seine Hand mit dem Stilett zuckte hoch…

»Ich weiß nicht, was du mit Howard gemacht hast«, keuchte er aufgebracht, »aber mit mir machst du das nicht!«

Die Messerhand zuckte nach unten…

Blitzartig begriff Damona, daß sie zu lange gezögert hatte! In einer verzweifelten Anstrengung ballte sie ihre Para-Kraft, schleuderte sie dem zu allem entschlossenen Kerl entgegen…

Das Stilett traf auf ein unsichtbares Hindernis und glitt ab!

»Verdammt!«

Der Messerheld begriff die Welt nicht mehr!

Damona ließ sich auf eine Unterhaltung gar nicht erst ein. Sie erkannte die einmalige Chance, die sich ihr bot – und sie nutzte sie.

Geschmeidig federte sie vorwärts. Jetzt zahlte es sich aus, daß sie regelmäßig Tennis spielte… Ihre rechte Handkante zuckte vor – so schnell, daß der Unheimliche das gar nicht richtig mitbekam. Er

spürte erst die Wirkung des Schlages! Ein Ruck pflanzte sich durch seinen Körper fort. Seine Augen weiteten sich in ungläubigem Entsetzen. Seine Messerhand war plötzlich wie gelähmt, die kraftlosen Finger vermochten das Stilett nicht mehr zu halten. Aus der Waffe wurde eine Zentnerlast, die gleich darauf zu Boden klapperte.

Die Sache mit dem unsichtbaren Hindernis, das sich wie eine gläserne Wand zwischen ihn und dieses Girl geschoben hatte, hatte ihn schon geschockt. Aber daß ihn eine Frau derart anging, das hatte er noch nie erlebt. Das sorgte dafür, daß sich der Schock um so tiefer in seine schwarze Seele hineinfraß.

»Friede, du Pseudo-Monster?« erkundigte sich Damona spöttisch und fetzte dem immer noch völlig perplexen Ganoven die Gummimaske vom Gesicht.

Dieses Gesicht war auch nicht viel schöner als die Maske. Das Mondlicht beleuchtete so viel Gemeinheit und Verschlagenheit darin, daß Damona unwillkürlich die Augen zusammenkniff und noch einmal genauer hinsah. Aber sie hatte sich nicht geirrt.

Haß flackerte jetzt in den Augen des Schlägers. »Du – du wirst noch bereuen, daß du deine Nase in Sachen gesteckt hast, die dich verdammt nichts angehen!« gurgelte er erstickt.

Damona winkte ab. »Nur die Ruhe, Freundchen. Beleidigungen helfen jetzt auch nichts mehr. – Wie heißt du?«

Der Schläger streichelte seine gelähmte rechte Hand. Gleichsam schien er zwischen Angriff und Stillhaltetaktik zu schwanken.

»Na los, zier dich nicht! Deinen Namen will ich wissen!«

»Parker. Berry Parker«, knirschte der Hüne.

»Gut, Parker. Da hinüber!«

Er wollte protestieren, aber ein eisiger Blick aus den unergründlichen Augen dieses geheimnisvollen Mädchens sagte ihm, daß es jetzt klüger war, den Mund zu halten. Widerstandslos gehorchte er und ging zu seinem Kumpan Howard hinüber, der immer noch am nassen Asphalt horchte und sich nicht bewegte.

Damona ließ Parker keine Sekunde lang aus den Augen. Der Mann war gefährlich, und zwischenzeitlich mochte er sich von seiner Überraschung erholt haben. Bei der geringsten Unachtsamkeit ihrerseits würde er zweifellos versuchen, sie zu überrumpeln. Es war ein Risiko, ihn ungefesselt zu lassen, sich nicht einmal um den Inhalt seiner Taschen zu kümmern. Aber dieses Risiko ging Damona bewußt ein. Die junge Frau war jetzt wichtiger. Sie mußte sich um sie kümmern.

Der Nieselregen perlte über ihr hübsches Gesicht. Es war weiß wie ein Leichentuch. Damona schluckte. Sie ließ sich neben dem Girl nieder.

Ihre Brust hob und senkte sich in flachen Atemzügen.

Dem Himmel sei Dank, dachte Damona erleichtert. Sie lebt. Behutsam richtete sie die Frau auf. Das schien für sie das Signal zum Erwachen zu sein. Sie stöhnte leise. Ihre Lider flatterten.

Da registrierte Damona den komischen Geruch.

Schwefelgeruch!

Ihr Kopf ruckte hoch.

An der Stelle, an der sie die beiden Schläger deponiert hatte, flirrten noch sekundenlang zwei Nebelgebilde, die entfernt menschliche Gestalt aufwiesen. Dann war der Spuk vorbei. Der Nebel zerfaserte, verschwand einfach – und mit ihm die Ganoven.

Parker und Howard hatten sich buchstäblich in Luft aufgelöst!

Ein eisiger Schauer rieselte über Damonas Rücken.

Ihre Gedanken wirbelten wie tausend Hornissen durcheinander.

Nur mühsam gelang es ihr, äußerlich ruhig zu bleiben. Mit einer raschen Bewegung schob sie die erbeutete Gummimaske unter ihre Jeans-Jacke. Die junge Frau sollte nicht gleich wieder erschrecken, wenn sie erwachte.

Während sie sich um sie kümmerte, ging ihr das mysteriöse Verschwinden der beiden Schläger nicht aus dem Sinn. Aber das Problem hatte Zeit bis später. Sie würde mit Mike darüber reden. Ein Kriegsrat war fällig.

Endlich blieben die Lider der Geretteten offen. Ein verständnisloser Blick traf Damona. Gleich darauf glomm Erinnerung darin auf – und Angst. Sie zuckte zusammen und hob die Fäuste, eindeutig entschlossen, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

»Alles ist gut«, sagte Damona beruhigend und strich der Frau eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Die Verbrecher, die sie entführen wollten, haben das Weite gesucht.«

Die Bedeutung dieser Worte schien nur sehr langsam in das Bewußtsein der Frau einzusickern. Sie schluckte krampfhaft und ließ Damona nicht aus den Augen. Und dazu zitterte sie wie Espenlaub.

Klappernd schlugen ihre Zähne aufeinander.

Damona lächelte, und ihr ebenmäßiges Gesicht mit den markanten Wangenknochen – slawisches Erbteil ihrer Mutter – entspannte sich.

»Na, immer noch nicht überzeugt?« fragte sie dann, immer noch lächelnd.

Endlich verschwanden das Mißtrauen und die Angst aus ihrem Blick. Sie atmete tief durch, wischte sich den Regen vom Gesicht und erhob sich. Damona stützte sie.

»Sie – Sie haben mir geholfen?« erkundigte sie sich dann und warf Damona einen skeptischen Blick zu.

Damona nickte. »Indirekt, ja. Die beiden Männer sind geflohen, als sie mich kommen sahen«, schwindelte sie. »Offenbar wollten sie keine Zeugen…«

»Aber das waren keine Männer! Das waren…« Die junge Frau schüttelte verzweifelt den Kopf und verstummte. »Nein«, sagte sie, nachdem sie tief Atem geholt hatte, »nein, es hat keinen Sinn. Sie werden mir ohnehin nicht glauben.«

»Die Kerle haben Masken getragen«, erwiderte Damona einfach.

»Glauben Sie?«

»Ich weiß es sogar sicher.« Damona zeigte ihr die Maske.

Fassungslos starrte die junge Frau darauf, und dann huschte ein schmales, schüchternes Lächeln um ihre Mundwinkel. »Und darauf bin ich hereingefallen«, murmelte sie. »Ich – ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Miß…«

»King. Damona King«, stellte sie sich vor.

»Ich heiße Meriam Rogers.«

Damona ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie. Meriam Rogers hatte einen angenehm festen Händedruck. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Meriam.«

»Und mich erst, Damona.« Sie fuhr sich über die Stirn. »Wenn Sie nicht gekommen wären, dann… Ich – ich glaube, die beiden hatten eine fürchterliche Teufelei mit mir vor. Das waren keine normalen Verbrecher …«

Plötzlich zitterten ihre Lippen wieder, und auch die Angst war wieder in ihren Augen.

Damona legte ihr beruhigend ihre Hand auf den Arm. »Vielleicht sollten wir uns darüber bei einem Drink unterhalten – was meinen Sie? So eine Stehparty ist bei diesem Wetter wirklich nicht das Gelbe vom Ei.«

Meriam Rogers zögerte kaum merklich, dann schüttelte sie den Kopf. »Ehrlich gesagt, Damona, – ich habe jetzt eigentlich nur einen einzigen Wunsch: so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Ich möchte schlafen und das alles vergessen. – Hoffentlich halten Sie mich nicht für unhöflich.«

»Unsinn. Nach dem, was Sie heute erlebt haben, ist das doch verständlich. Kommen Sie, ich fahre Sie. Mein Wagen steht gleich da drüben.«

»Das – das ist wirklich lieb von Ihnen. Ich…«

»Psst«, machte Damona verschwörerisch. »Keine großen Worte um eine Selbstverständlichkeit. Sie sind mir nichts schuldig, Meriam.«

»Trotzdem. – Nicht jeder hätte so gehandelt wie Sie!«

Meriam Rogers war immer noch bleich, aber ihr Gesicht gewann rasch an Farbe. Das machte es noch hübscher, als es ohnehin schon war. Es war ein schmales, feingeschnittenes Gesicht, mit verträumt blickenden Blauaugen, die sie wesentlich jünger erscheinen ließen, als sie war. Meriam mochte knapp einssiebzig groß sein, trotzdem wirkte sie zerbrechlich wie eine Porzellanpuppe.

Der Porsche stand noch an Ort und Stelle, der Motor lief sauber und rund, – und die Straße lag noch immer wie ausgestorben. Es war eine miese Jahreszeit, und die Leute zogen es vor, zu Hause zu bleiben. Wenigstens die Anständigen, setzte Damona in Gedanken hinzu.

Sie stiegen ein, und Damona aktivierte die Air-Condition des Flitzers. »Gleich ist es hier drin mollig warm«, kündigte sie an. Dann legte sie den ersten Gang ein und fuhr los.

Meriam hatte ihre Arme um die Schultern geschlungen und fror.

Ihre Haare klebten am Kopf, und die Zähne klapperten wieder hörbar aufeinander.

Damona fuhr schweigend. Ein Gefühl sagte ihr, daß sich Meriam jetzt nicht unterhalten wollte. Andererseits gab es da einige Fragen, die ihr auf der Zunge brannten, und die ihr nur ihr »Schützling« beantworten konnte.

Sie mußte an die Mädchen denken, die in den vergangenen Tagen spurlos verschwunden waren. Natürlich war sie auf diese Sache aufmerksam geworden – trotz der vielen Arbeit in der King-Zentrale.

Erst gestern abend hatte sie ziemlich lange mit Mike darüber gesprochen… Die Parallelen, die sich jetzt abzeichneten, waren ziemlich offensichtlich, für Zweifel blieb kaum mehr Platz. Meriam Rogers war als nächstes Opfer auserkoren gewesen. Und sie schien dies zu wissen – zumindest jedoch zu ahnen, das bewies ihre vorhin gemachte Äußerung. Nein, dieser Parker und dieser Howard, das waren wirklich keine normalen Verbrecher …

Meriam räusperte sich. »Dort vorne, das Eckhaus. Da wohne ich.«

Sie zeigte mit ausgestreckter Hand auf ein zehn Stockwerke hohes Mietshaus. Die Fassade war hier und da mit Mauervorsprüngen verziert, – das war aber auch schon alles. Nüchtern betrachtet war es ein häßlicher Kasten mit hohen, schmalen Fenstern.

»Vielleicht sollten Sie heute nacht nicht hier übernachten«, sagte Damona, einer plötzlichen Eingebung folgend.

»Sie meinen, daß die beiden Männer noch einmal versuchen könnten…« Sie sprach nicht weiter. Ihre Hände bebten. Als sie es bemerkte, knetete sie sie verlegen. »Das ist doch nicht möglich, Damona! Die wissen doch nicht, wo ich wohne! – Und selbst wenn sie es wüßten … Ich werde mich in meiner Wohnung einschließen und mich hüten, jemandem zu öffnen, den ich nicht kenne.«

»Die Burschen werden sich sicher nicht die Mühe machen, bei Ihnen zu klingeln.«

Damona war beunruhigt, und Meriam Rogers sah es ihr an. »Ich wußte, daß das keine normalen Verbrecher waren«, stellte sie unvermittelt fest. Ihre Stimme war nur ein Hauch. »Die hatten es nicht nur darauf abgesehen, mich zu vergewaltigen…«

»Nein«, antwortete Damona mit rauher Stimme.

»Ich verstehe.« Meriam schluckte und nickte bedächtig. »Okay, ich werde also nicht zu Hause übernachten. Ich – ich werde zu Frances gehen. Sie ist meine Freundin und wohnt nicht weit von hier. Ich denke, daß sie mir nicht böse sein wird, wenn ich sie einfach so unangemeldet überfalle… Aber ich kann nicht ewig bei ihr wohnen. Genausowenig, wie ich mich ewig vor diesen … diesen Kerlen verstecken kann.«

Damona wußte, was sie damit meinte.

***

Harry Sparks stand stocksteif, wie ein desaktivierter Roboter, – und genaugenommen war er auch nichts anderes. Eine menschliche Maschine, darauf programmiert, jeden Befehl bedingungslos auszuführen.

Professor Larusius, sein Herr und Meister, hatte ihn angewiesen, vor der Transmittier-Apparatur Posten zu beziehen und auf Berry Parkers und Josh Howards Rückkehr zu warten. Die Beiden würden eine neue Spenderin mitbringen, und seine Aufgabe war es, sie in Empfang zu nehmen. Deshalb war er hier. Alles mußte blitzschnell gehen, wie immer…

Nun, sagte sich Harry Sparks selbstgefällig, ich bin bereit. Sollen sie nur kommen… In dem Augenblick, in dem im Rematerialisations-Zentrum der Transmittler-Apparatur drei Gestalten auftauchten, würde er handeln.

Keine Sekunde lang ließ er die Apparatur aus den Augen. Sein Blick huschte über das bizarre Gebilde, das entfernt an eine vom Scheitelpunkt zur Sohle durchtrennte Pyramidenhälfte erinnerte. Allerdings verwischten zahlreiche Auswüchse an den Außenseiten diesen Eindruck sofort wieder. Im Innern der Pyramide glühte ein düsteres Rot. Linker Hand, in die Außenverkleidung integriert, gab es ein Steuer- und Kontrollpult. Dort leuchteten und blinkten unzählige Lichtchen, und über einen Bildschirm rieselten in rascher Folge schwarze und graue Streifen.

Die ganze Anlage war Sparks unheimlich, er hatte eine Heidenangst davor. Er hütete sich, zu nahe heranzugehen…

Außerdem, so verteidigte er sich vor sich selbst, außerdem hat mir der Herr verboten, etwas an den Kontrollen zu verstellen.

Niemand konnte sich dem Willen des Herrn Professors widersetzen. Und wenn, dann nicht sonderlich lange. Die Geduld des Herrn und Meisters war so kurz wie seine, Sparks', Haare.

Sparks kicherte irr. »Nein, nein, man darf nicht böse sein, und sich dem Meister widersetzen… Nein, nein …«, nuschelte er vor sich hin und nickte eifrig.

Er hatte diese Erfahrung am eigenen Leib – oder besser: am eigenen

Kopf – machen dürfen. Er hatte den Wahnsinn und die Gefährlichkeit des Professors erkannt. Er hatte versucht, zu fliehen. Aber er war nicht weit gekommen.

Parker und Howard hatten ihn geschnappt, noch bevor er den unscheinbaren Trampelpfad erreicht hatte, der aus dem Moor hinaus, zur Straße führte. Und dann…

Harry Sparks würgte. »Weg! Weg ihr bösen, bösen Bilder!« japste er kurzatmig. Sein Blick klärte sich wieder. Aufatmend nahm er das zur Kenntnis.

Er hüstelte und sah zur Transmittier-Apparatur hinüber.

Keine Sekunde zu spät.

Im Innern der Pyramide, dort, wo sich das Remat-Zentrum befand, tat sich etwas! Das rote Glühen intensivierte sich! Gleich darauf wandelte es sich in blendendes Gelb!

Das war das Zeichen!

Sparks schluckte und seine rechte Hand umkrampfte die Spritze fester. Starr war sein Blick auf das Zentrum gerichtet. Gleich, gleich mußten dort drei Gestalten auftauchen…

Ein Schatten bildete sich, entstand scheinbar aus dem Nichts heraus. Dann ein zweiter… Direkt daneben …

Sparks spannte seine Muskeln an. »Ich bin bereit, lieber Herr und Meister«, flüsterte er.

Im gleichen Augenblick war der Rematerialisationsvorgang abgeschlossen. Parkers und Howards Körper hatten wieder ihre ursprüngliche materielle Form angenommen! Aber – sie waren allein!

Sparks stieß einen überraschten Schrei aus und taumelte einen Schritt vorwärts.

»Keine Spenderin!« krächzte er kopfschüttelnd. »Keine Spenderin… Aber der liebe, gute Meister sagte doch …« Er verstummte, als er in die grimmigen Gesichter der beiden Männer sah.

»Halt die Klappe, Sparks«, knurrte Parker ärgerlich.

»Aber…«

Howard unterbrach ihn schroff. »Wir müssen mit dem Chef sprechen! Dringend! Los, sag ihm das!«

Die Männer traten von der Remat-Plattform herunter, und gleichzeitig erlosch das gelbe Gleißen. Sparks nahm das nur am Rande wahr. Seine Gedanken purzelten durcheinander. Er hatte seine Befehle gehabt, und alles war gut gewesen. Aber jetzt… Parker und Howard waren ohne Spenderin gekommen …

»Er ist nicht da«, stieß er endlich hervor. »Der Professor ist weggegangen… Aber ich melde es ihm. Sobald er zurück ist, sage ich es ihm. Oh ja … Ihr werdet eurer Strafe nicht entgehen!«

Er wirbelte herum und rannte los, so schnell ihn seine langen Beine trugen. Sparks war groß, dürr, und er konnte mächtig schnell rennen.

Er erreichte das massive stählerne Portal, das in den Korridor hinausführte, riß es auf, wieselte hindurch – und knallte es sofort hinter sich zu. Mit einem triumphierenden Kichern schloß er ab.

»Mach doch keinen Unsinn, Sparks!« brüllte Howard aufgebracht und donnerte mit den Fäusten gegen die Tür.

»Oh, der liebe, gute Sparks macht keinen Unsinn«, versetzte er halb zu sich selbst, während er schon wieder in Bewegung war. Er würde den Professor informieren… Nachher, wenn er zurückkam.

Ganz kurz nur glomm Zufriedenheit in ihm auf. Immer schon war er auf Howard und Parker eifersüchtig gewesen. Sie durften dem Herrn Professor aus freiem Willen dienen. Sie waren nicht manipuliert, so wie er!

»Man muß sie bestrafen«, keuchte er im Rhythmus seiner Schritte.

»Sie waren ungehorsam… Sind ohne Spenderin gekommen … Man muß sie bestrafen …«

***

Meriam Rogers Freundin wohnte in der Ingram Road, und sie war zu Hause. Meriam sprach mit ihr über die Sprechanlage, und Frances erklärte sich sofort bereit, sie vorübergehend bei sich aufzunehmen.

Der Türsummer ging.

Meriam drückte die Tür auf, dann wandte sie sich an Damona.

»Noch einmal danke für alles«, sagte sie leise.

»Schon gut. Wir sehen uns dann morgen«, meinte Damona lächelnd und blinzelte ihr zu.

»Versprochen. Ich werde pünktlich sein.«

»Prima. Und ich sorge dafür, daß ein extra starker Kaffee für Sie bereitsteht.«

Sie lachten und reichten sich die Hände. Dann drehte sich Damona um und ging zu ihrem Porsche, den sie direkt vor dem mehrstöckigen Mietshaus geparkt hatte.

Während der Herfahrt hatten sie nicht mehr sonderlich viel miteinander gesprochen. Meriam Rogers hatte ihren Gedanken nachgehangen, und sie hatte sie nicht stören wollen. Die junge Frau mußte zu vieles verarbeiten…

Schließlich hatten sie verabredet, sich morgen früh in Damonas Hotel zu treffen, gemeinsam zu frühstücken und über die ganze Angelegenheit zu sprechen. Daß Scotland Yard in dem Fall so gut wie überhaupt nichts unternehmen konnte, war klar. Genauso klar war aber auch, daß Gegenmaßnahmen ergriffen werden mußten.

Bevor Damona einstieg, warf sie noch einen Blick zur Haustür hinüber. Meriam winkte ihr zu, dann verschwand sie im Haus.

Ein paar Minuten später war Damona zum Claridge’s unterwegs.

Sie konnte nicht verhindern, daß ihre Gedanken erneut an dem Fall –

und hier natürlich besonders an dem rätselhaften Verschwinden der beiden Gangster – herumpuzzelten. Angehörige der Schwarzen Familie waren diese Kerle nicht, das glaubte sie sicher zu wissen. Was ihren unkonventionellen Rückzug anbelangte, konnte sie trotzdem nur raten. Teleportation war noch am wahrscheinlichsten, wenngleich auch diese Möglichkeit ziemlich phantastisch war.

Weder dieser Parker noch sein Kumpan hatten den Eindruck erweckt, sonderlich großzügig mit Para-Gaben ausgestattet zu sein.

Nein, so kam sie nicht weiter. Damona seufzte und behalf sich mit der ihr eigenen Spontaneität.

Also, sagte sie sich. Die Kerle sind Gangster, und zwar normale Gangster, denen es – wie auch immer – möglich ist, genauso wirkungsvoll wie echte Dämonen aufzutreten und wieder zu verschwinden. Punktum. Das mußte vorerst genügen. Eine Basis war es allemal. Blieb, definitiv festzustellen, was die Kerle bezweckten. Die Entführungen allein ergaben – immer vorausgesetzt natürlich, daß diese Entführungen auch auf das Konto der beiden gingen – keinen Sinn. Es gab keine Lösegeldforderungen – nichts.

Damona verwünschte die ganze Situation. Momentan gab es nur die paar Fakten. Ob sie zu einer Spur wurden, das würde sich wohl erst im Verlauf der nächsten Tage herauskristallisieren… Dann nämlich, wenn weitere Opfer zu beklagen waren. Eine teuflische Sache, der sie relativ hilflos gegenüberstand. Sie wußte, daß sich die Verbrecher neue Opfer suchen würden – und konnte doch nichts dagegen tun. Überall konnten die Kerle zuschlagen. Und mit den paar Fakten, die sie bis jetzt hatte, konnte sie noch nichts anfangen.

Darüber hinaus gab es nur Ahnungen und Vermutungen.

Böse Ahnungen und Vermutungen.

Damonas Instinkt hatte längst schon angesprochen. Sie wußte, daß das Böse irgendwo brodelte… Daß es kurz vor dem Überkochen war … Daß es nur noch eine Frage der Zeit war, bis es aus dem Verborgenen heraus zuschlug …

***

Genau vierzehn Minuten später schloß sie die Tür des geräumigen Appartements im dritten Stock des Hotels Claridge’s auf, das der King-Konzern auf Dauer angemietet hatte, und das sie zur Zeit gemeinsam mit Mike bewohnte. Im Livingroom brannte eine kleine Leuchte und tauchte den gemütlich eingerichteten Raum in mildes Licht.

Mike hatte sich in die Wohnlandschaft gelümmelt und die Augen demonstrativ geschlossen.

Na warte, dachte Damona. Sie trat vollends ein und warf die Tür nachdrücklich ins Schloß. Mike zeigte keinerlei Reaktion. In dem markant geschnittenen, sympathischen Gesicht zuckte kein Muskel.

»Mike!«

»Kenne ich nicht«, brummte er endlich griesgrämig und drehte sich auf die andere Seite. »Und überhaupt«, fuhr er dann fort, »siehst du denn nicht, daß ich den Schlaf des Gerechten schlafe?«

Damona drehte gnadenlos das Licht an. Helligkeit gleißte auf.

Mike stöhnte mitleidserregend.

»Na komm schon, Mike Hunter«, drängte Damona ungeduldig.

»Ich muß mit dir reden. Es ist wichtig.«

»Wie wichtig?«

»Verflixt, Mike! Ich weiß genau, daß du schon längst hellwach bist!«

Der breitschultrige junge Mann kam hoch. »Tatsächlich?« fragte er grinsend. Natürlich hatte er sie verulken wollen, aber bei dem Ton in ihrer Stimme…

Er stand auf und nahm sie in die Arme. »Ärger gehabt?« erkundigte er sich. Ein seltsam gespannter Ton vibrierte in seiner Stimme.

Seine haselnußbraunen Augen blickten ernst. Dieser Blick verriet ihn endgültig. Er war beileibe nicht so jungenhaft und unbeschwert, wie er sich gab.

Damona hauchte ihm einen sanften Kuß auf die Lippen, bevor sie antwortete.

»Wie man's nimmt«, meinte sie dann und zeigte ihm die Horror-Maske.

Er löste sich von ihr und starrte auf das gruselige Ding, das sie in ihrer Rechten hielt.

»Was soll denn das? Sind wir auf ein Kostümfest geladen?«

Damona schüttelte seufzend den Kopf. Manchmal benahm sich Mike aber auch wirklich wie ein großer Junge, der um keinen Preis erwachsen werden wollte.

Er schien ihre Gedanken erraten zu haben. »Schon gut, schon gut«, beeilte er sich zu sagen und hob abwehrend beide Hände. »Für heute werde ich keine dummen Witze mehr machen. Schließlich konnte ich ja nicht ahnen, daß es so wichtig ist.« Ein verunglücktes Grinsen huschte über sein Gesicht. Er nahm die Maske und setzte sich.

Damona zog ihre Jacke aus, warf sie achtlos über ein Element der Wohnlandschaft und ließ sich ebenfalls nieder.

»Also«, sagte Mike, nachdem er sich die Maske besehen hatte.

»Schieß los… Wer hat das Ding getragen?«

»Endlich scheint man wieder vernünftig mit dir reden zu können«, versetzte sie. »Wurde auch Zeit!«

»Tja, man tut, was man kann«, erwiderte er boshaft.

Damona gab ihm einen unsanften Rippenstoß.

»Da merkt man eben doch, daß du eine richtige kleine Hexe bist!« trumpfte er anklagend auf. »Wenn man mal nicht gleich spurt, dann wird mit roher Gewalt nachgeholfen, und das wiederum beweist,

daß…« Er schien es sich anders zu überlegen und winkte ab. »Naja, auf jeden Fall bist du eine süße Hexe. Und jetzt – spann mich nicht mehr länger auf die Folter. Was ist passiert?«

Damona erzählte es ihm. Sie faßte sich kurz, trotzdem ließ sie nichts aus.

»Uff«, machte Mike Hunter, nachdem sie geendet hatte und ihn erwartungsvoll ansah.

»Mehr hast du dazu nicht zu sagen?«

»Nun, wir werden uns um die Angelegenheit kümmern. Ehrensache. Reicht das nicht?«

Damona schüttelte lächelnd den Kopf und strich über Mikes zerzausten braunen Haarschopf.

Er war und blieb Gemütsmensch, das hatte er wieder einmal sehr deutlich gezeigt. Vielleicht mochte sie ihn gerade deswegen so gerne leiden…

Hätte Mike in diesem Augenblick allerdings geahnt, in was für ein Hornissennest Damona hineingestochen hatte, als sie Meriam Rogers zu Hilfe gekommen war, dann wäre es um seine Ruhe geschehen gewesen…

***

Die Sphäre des Wahnsinns!

Die Dimension des Grauens!

Es gab viele Bezeichnungen für jenen düsteren Ort, an dem sich in diesem Augenblick ein ungeheuerliches Wesen zu bewegen begann.

Ghulghanaar, der wahnsinnige Dämon, war erwacht!

Sein Schlaf war nicht tief gewesen, zu viel war geschehen in jüngster Vergangenheit. Zudem… Seit jenem Tag, da er im Kampf gegen die Weiße Hexe Damona King unterlegen – und in die Sphäre des Wahnsinns zurückgetrieben worden war, hatte er nur mehr seinem Haß gelebt. Und dieser Haß hatte ihn wachgehalten …

Schließlich – er vermochte nicht mehr zu sagen, wann das gewesen war, da es in dieser seiner Dimension den Begriff ›Zeit‹ nicht gab – schließlich hatte ihn der Impuls erreicht… Dieser schwarzmagische Impuls, der ihm die Hoffnung zurückgegeben hatte …

Und jetzt dieser neuerliche Impuls…

Ghulghanaar sah sich um.

Absolute Finsternis herrschte rings um ihn herum. In der Ferne wetterleuchtete es. Violette, grüne, rote Blitze zuckten und schleuderten disharmonierende Farben über eine scheinbar endlose weiße Fläche. Dieses Weiß war überall, und es war tatsächlich endlos. Das Monstrum richtete sich auf.

Seine Para-Fühler begannen zu vibrieren… Zu tasten … Griffen aus der Dimension des Wahnsinns hinaus – in die benachbarte Dimension.

In die Dimension der Menschen. Ghulghanaar lauschte …

Schließlich zog er seine Fühler zurück.

Maßloser Zorn durchpulste ihn. Zorn auf alles, was lebte. Auf alles, was normal war. Auf alles, was nicht gefangen war.

Denn er war gefangen.

Hier, in dieser Dimension…

Noch, sagte er sich. Noch bin ich gefangen. Aber meine Stunde wird kommen… Ich fühle es … Ich weiß es …

Und der wahnsinnige Dämon irrte sich nicht.

Die Weichen waren gestellt. Das Schicksal nahm seinen Lauf. Niemand vermochte das Unheil jetzt noch aufzuhalten.

***

Stunden später…

Harry Sparks kicherte lautlos in sich hinein. Er genoß das Schauspiel, das sich vor seinen Augen abspielte, aber er hütete sich wohlweislich, seine Schadenfreude zu zeigen. Keine Miene verzog der dürre Mann. Er wußte: Wenn der Herr und Meister in einer derartigen Stimmung war, dann war er ungefähr; so unberechenbar wie ein halbverhungerter Berberlöwe. Da war es oberstes Gebot für Harry Sparks, nicht unangenehm aufzufallen.

Unwillkürlich preßte er sich noch dichter gegen das Holz der Tür, vor der er sich auf Larusius Befehl hin aufgebaut hatte. Anfangs hatte er sich geschmeichelt gefühlt, daß der Professor ihn mit dieser Aufgabe betraut hatte. Aber jetzt… Jetzt wünschte er inbrünstig, weit, weit weg zu sein. Die Schadenfreude jedenfalls war ihm gründlich vergangen. Die Maßregelung Parkers und Howards machte ihm keinen Spaß mehr.

Professor Larusius tobte noch immer wie ein Berserker.

Dabei hatte er sich vorhin ganz ruhig und beherrscht gegeben. Beinahe gütig und verständnisvoll. Jovial hatte er Parker und Howard aufgefordert, zu berichten.

Natürlich waren sie dieser Aufforderung umgehend nachgekommen. Nachdem sie alles gesagt hatten und in betretenes Schweigen verfallen waren, war es geschehen. Urplötzlich hatte Larusius zu brüllen begonnen und seine überraschten Handlanger geohrfeigt…

Ohne mit der Wimper zu zucken, hatten sie es sich gefallen lassen.

Und jetzt standen sie schweigend, mit gesenkten Köpfen und hängenden Schultern da. Sie hatten versagt, und sie wußten, was der Professor mit Versagern anzustellen pflegte…

»Taugenichtse seid ihr!« kreischte Larusius mit überschnappender Stimme, während er die Wanderung in seinem mit Tausenden von Büchern vollgestopften Arbeits- und Studierzimmer wieder aufnahm. »Ich habe euch immer fair behandelt und überdurchschnittlich

bezahlt! Ich ließ euch teilhaben an meinen genialen Ideen, an Ideen, mit denen ich schon bald diese Welt beherrschen werde! Meine engsten Vertrauten wart ihr! Und da wagt ihr es, mit leeren Händen, ohne Spenderin, zurückzukommen! Da wagt ihr es, mir zu sagen, daß ihr von einer einzigen Frau besiegt, in die Flucht geschlagen worden seid! Ihr – ihr Kreaturen!« Die letzten Worte hatte er nur noch geflüstert. Aber das machte sie erst recht gefährlich, zu einer tödlichen Drohung.

Abrupt drehte sich Larusius um und fixierte die beiden bleichen Muskelmänner. Sie wichen seinem Blick aus, wie Kinder, die beim Schwindeln erwischt worden waren.

Larusius nickte schweigend. Er lauschte in sich hinein… Offenbar gab es dort eine Stimme, die nur er zu hören imstande war. Eine Stimme, die ihm irgend etwas zuflüsterte ….

Sparks schluckte den würgenden Kloß, der in seiner Kehle saß und anschwoll, hinunter. Verstohlen musterte er den Professor, seinen Herrn und Meister.

Weißlicher, flockiger Schaum befeuchtete Larusius Mundpartie.

Seine harten Augen, in denen das Höllenfeuer loderte, waren zu schmalen Schlitzen zusammengekniffen.

Larusius war eine imposante, eine unheimliche Persönlichkeit.

Hochgewachsen und korpulent war er. Ein grüner Arztkittel umhüllte seine Titanengestalt.

Sparks' Blick glitt höher. Larusius' Schädel war kantig, und ein riesiger Kropf, der unter seinem Kinn wabbelte, sorgte dafür, daß er ihn stets schief hielt. Die Wangen waren eingefallen, die Haut wirkte welk und ungesund – wie abgestorben. Die stechenden, abgrundtief bösen Augen und eine scharfe Hakennase prägten dieses Gesicht.

Wer es einmal gesehen hatte, der vergaß es nie wieder.

Sparks fröstelte. Dennoch gelang es ihm nicht, Abscheu vor Larusius zu empfinden. Für ihn war und blieb er der liebenswerte, gute Herr und Meister. Sein Herr und Meister.

Ein glückliches Lächeln huschte über Harry Sparks hageres Gesicht, und der stoische Ausdruck, der normalerweise darauf lag, verwischte.

Larusius schien unterdessen seinen Entschluß gefaßt zu haben. Er kicherte und nickte noch einmal, wie zur Selbstbestätigung.

»Ich werde euch eine Chance geben«, wandte er sich an seine beiden Handlanger. »Eine letzte Chance. Ihr werdet eure Schuld tilgen. Ihr werdet wiedergutmachen, was ihr durch eure Dummheit verschuldet habt.«

»Ja, Herr! Ja!« stieß Parker erleichtert hervor.

»Wir werden alles tun, was du von uns verlangst, Herr!« bekräftigte Howard mit kriecherischer Stimme.

»Gut, sehr gut«, nickte Larusius mit diabolischem Lächeln. »Das

Mädchen Meriam Rogers ist eine Gefahr für uns… Für das große Projekt CORFUUR. Sie weiß zuviel …«

»Wir werden dafür sorgen, daß sie nicht plaudert!« versetzte Parker hastig in dem Bestreben, bei seinem Herrn wieder Pluspunkte zu sammeln.

»Narr!« zischte Larusius verächtlich. »Nicht umbringen sollst du sie… Nach wie vor benötigen wir Spenderinnen …«

»Wir werden sie herbeischaffen!« sagte Howard mit rauher Stimme.

»Das hoffe ich. Das hoffe ich sehr.« Larusius überlegte kurz. Seine rechte Hand nestelte an dem grünen Kittel. »Diese Frau, die euch überraschte… Wie hieß sie doch gleich?«

»Sie stellte sich Meriam Rogers als Damona King vor. Wir – wir konnten ihr Gespräch belauschen, ohne daß sie das gemerkt haben…«, antwortete Howard.

»Damona King«, echote Larusius versonnen. »Ich habe schon von ihr gehört. Eine erstaunliche Frau… Nun, ihr werdet euch auch um sie kümmern. Aber zuvor … Ihr wißt, was ihr zu tun habt, schnell zu tun habt. Es bleibt nicht mehr viel Zeit. Und wehe, ihr versagt ein zweites Mal. Dann …« Larusius kicherte böse und deutete auf Harry Sparks, der sich unwillkürlich anspannte. »Seht ihn euch gut an …«

»Wir werden nicht mehr versagen, Herr!« versicherte Parker mit belegter Stimme. »Du – kannst auf uns vertrauen. Wir werden alles tun. Auch die Sache mit den Wissenschaftlern…«

Larusius winkte herrisch ab. »Ich akzeptiere nur Tatsachen. Tatsachen, die in meinem Sinne geschaffen wurden. Erfüllt meine Befehle zu meiner Zufriedenheit, und ich werde euch fürstlich belohnen. Zuerst diese Meriam Rogers, dann die Wissenschaftler, dann Damona King. Wir brauchen Spenderinnen, und wir brauchen Geld… Beides habt ihr beizubringen, denn dafür werdet ihr bezahlt. Seid ihr dazu nicht in der Lage, so werde ich mich wohl oder übel nach anderen Helfern umsehen müssen. Ich hoffe, das war deutlich genug. Ach ja, – daß eine Flucht – wohin auch immer – sinnlos ist, das wißt ihr. Denkt an CORFUUR! Er ist noch schwach und unvollkommen, aber euch beide wird er trotzdem überall aufspüren können!«

Bei diesen Worten trat ein fanatischer Glanz in die Augen des Professors.

Für Harry Sparks war das nichts Neues. Dieser Glanz tauchte immer dann auf, wenn der Meister von CORFUUR sprach. Und gleichsam kannte er die Worte, die jetzt gleich kommen mußten, der Professor sagte sie immer wieder…

»Bald, sehr bald, wird CORFUUR stark sein, stark und mächtig und unbesiegbar, so, wie es von Anfang an mein Wille war! Und dann wird er meine ultimative Waffe sein im Kampf gegen die Welt! Ihr seid meine Gehilfen, meine Vasallen! Seid stolz! Erweist euch der Ehre

würdig!«

Parker und Howard duckten sich wie geprügelte Hunde, und das war nun doch eine völlig neue Erfahrung für Sparks. So hatte er die beiden noch nie erlebt! Noch nie war derart offensichtlich geworden, daß der Professor nicht nur über ihn, den armen Harry Sparks, unbegrenzte Macht hatte. Auch die beiden Muskelmänner waren völlig in seiner Gewalt. Und das, obwohl sie nicht manipuliert waren…

Jetzt, da Sparks das begriffen hatte, empfand er keinen Neid, keine Eifersucht mehr. Jetzt bedauerte er sie, bedauerte sie genauso, wie er sich selbst bedauerte.

Die schneidende Stimme des Professors zerfetzte seine Überlegungen.

»Was steht ihr noch hier? Verschwindet! Ich habe zu tun – und ihr auch! Ihr habt mich ohnehin schon viel zu lange von meiner Arbeit abgehalten! Bald graut der Morgen… Weg mit euch!«

Sparks atmete auf, als er das vernahm.

Er kreiselte herum, riß die massive Tür auf und wieselte aus dem Arbeitszimmer. Berry Parker und Josh Howard folgten ihm dichtauf. Ihre Gesichter waren verkniffen und leichenfahl.

Aber das änderte nichts an der Tatsache, daß sie selbst eine Gefahr darstellten. Sie waren die hündisch ergebenen Wegbereiter des Bösen. Jetzt mehr denn jemals zuvor.

Und die Welt war ahnungslos…

***

Irgendwann kurz vor Morgengrauen schreckte Meriam Rogers aus ihrem unruhigen Schlaf. Das Blut pochte in ihren Schläfen, sie zitterte. Angsterfüllt starrte sie in die Dunkelheit, die sie wie ein schwarzes Leichentuch einhüllte.

Wahrscheinlich nur ein Traum, versuchte sie sich zu beruhigen.

Und tatsächlich erinnerte sie sich jetzt an Fragmente jener schrecklichen Visionen, die in ihrem Geist aufgetaucht waren, während sie geschlafen hatte. Wieder und wieder hatte sie die schrecklichen Monsterfratzen der beiden Männer gesehen, die sie vor einigen Stunden überfallen hatten. Ganz nahe waren sie gewesen…

Meriam schauderte und zog unwillkürlich die Bettdecke höher.

Aber das nutzt nichts. Die Kälte strahlte von ihrem Herzen aus.

Unruhe blähte sich in ihr auf. Sie hatte Angst. Kein Wunder, nach all dem, was geschehen war, sagte sie sich unruhig. Aber jetzt war sie ja in Sicherheit… Sie war bei Frances, und hier konnte ihr nichts geschehen.

Wieder lauschte sie angestrengt in das Dunkel hinein.

Und dann wußte sie mit einem Mal, weshalb sie so nervös war!

Frances Atemzüge waren nicht zu hören!

Totenstille herrschte in dem Schlafzimmer!

Da zerriß das feine Gespinst, das sie bisher in jenem starren Zustand der Tatenlosigkeit gehalten hatte. Ihre Hand ruckte hoch, fand das kleine Lämpchen und knipste es an. Die Lampenschirmöffnung wurde als leuchtendes Oval gegen die Zimmerdecke projiziert.

Meriam mußte sich größte Mühe geben, nicht laut aufzuschreien!

Ihre Augen starrten zu Frances Bett hinüber. Es war zerwühlt – und leer. Frances war verschwunden!

Plötzlich – ein knackendes Geräusch. Dann ein dumpfer Laut…

Irgend etwas war zu Boden gefallen…

Das war draußen, in der Küche, begriff Meriam blitzartig. Ihr Puls verlangsamte sich. Sie atmete auf, entspannte sich.

Wahrscheinlich war ihre Freundin hungrig gewesen und aufgestanden, um sich in der Küche etwas zuzubereiten… Und sie bekam schier einen hysterischen Anfall. Meriam schüttelte ärgerlich über sich selbst den Kopf.

Dann glitt sie aus dem Gästebett. Auf nackten Füßen ging sie zur Schlafzimmertür, die nur angelehnt war.

Draußen war jetzt alles still.

Überhaupt: Was waren das für Geräusche gewesen? fragte sich Meriam. Sie fand keine Antwort darauf.

»Frances?« flüsterte Meriam fragend, als sie die Tür öffnete und in den finsteren Korridor hinaustrat.

Keine Antwort.

»Frances!« sagte Meriam jetzt eindringlicher. »Bitte, sag doch etwas….«

Nichts!

Sie schien ganz allein in der großen Wohnung zu sein.

Meriam hielt unwillkürlich den Atem an. Wie ein heimtückisches Gift sickerte erneut die Angst in ihr Bewußtsein. Damona Kings Worte fielen ihr ein.

Die Burschen werden sich gewiß nicht die Mühe machen, zu klingeln…

Noch während sie daran dachte, stieß sie automatisch die Küchentür auf.

Helles Licht flutete ihr entgegen und blendete sie sekundenlang.

Ihre Augen tränten. Nur verschwommen sah sie den Körper, der vor ihr auf dem Fußboden lag.

Ihr Blick klärte sich.

Sie erkannte Frances.

Die Augen der Freundin starrten sie kalt und leblos an. Ihr Kopf war merkwürdig verdreht… Ihr Genick mußte gebrochen sein.

Frances war tot!

»Nein«, hauchte Meriam verzweifelt. »Nein! Frances…«

Und die Angst griff nach ihrem Herz, umkrallte es. Kalter Schweiß

trat aus ihren Poren. Sie waren gekommen! Gekommen, um sie, Meriam, zu holen! Frances war ihnen im Weg gewesen, deshalb hatte sie sterben müssen!

Krampfhaft schluckte Meriam.

Ihr Mund war völlig ausgetrocknet, die Zunge klebte wie ein fremdartiger Gegenstand an ihrem Gaumen. Jede Kraft hatte sie verlassen. Völlig apathisch stand sie da… All ihre Sinne waren nach innen gerichtet. In diesem Moment war sie dem Wahnsinn unsagbar nahe …

Sie vermochte nicht zu sagen, wie lange sie so dastand. Warum sie so lange dastehen konnte, ohne von Frances Mördern überwältigt zu werden…

In Wirklichkeit waren seit ihrem Eintreten höchstens zwei Sekunden verstrichen, und das Verhängnis stand bereits hinter ihr.

Meriam fühlte es irgendwann, aber es berührte sie nicht. Es war ihr gleichgültig.

Erst die wirbelnden Nebelschwaden, die plötzlich um sie herumwaberten, rissen sie halbwegs aus der geistigen Starre.

Sie wandte den Kopf – und sah die beiden Männer, die sie hielten.

Instinktiv begriff sie, daß es die gleichen Männer waren, die vor einigen Stunden versucht hatten, sie zu entführen. Dieses Mal trugen sie keine Horror-Masken.

»Wo… wo bringen Sie mich hin?« fragte sie tonlos, ohne echtes Interesse.

»In die Hölle, Puppe, direkt in die Hölle«, antwortete einer der beiden Kerle zynisch. »Und wenn du brav bist, dann erlebst du sie sogar noch bei vollem Bewußtsein. Du siehst ja, daß es deiner Freundin nicht gut bekommen ist, sich mit uns anzulegen.«

Dabei deutete er auf Frances’ verkrampften Körper.

Meriam schrie nicht, und sie sagte auch nichts mehr. Nicht einmal Angst konnte sie mehr empfinden. In ihrem Innern herrschte nur noch gähnende Leere.

Ein glühender Schmerz zog ihr Bewußtsein in absolute Finsternis.

***

Es roch verführerisch nach Kaffee, gebratenem Speck und frischen Brötchen. Demnach zu urteilen, hätte die Welt also in Ordnung sein können. Sie war es nicht. Meriam Rogers war nicht gekommen.

Seit einer halben Stunde war sie überfällig. Bei ihrer Freundin, Frances Golowin, ging niemand ans Telefon. Damona hatte es mehrmals durchklingeln lassen. Vergeblich.

Sie wußten beide, was das bedeuten konnte.

Trotzdem hatten sie beschlossen, noch eine Weile zu warten. Möglicherweise war Meriam nur irgendwo aufgehalten worden… Sie

klammerten sich an diese vage Hoffnung.
Ein scheußliches Gefühl. Ein Gefühl, das auf den Magen schlug.
Im wahrsten Sinne des Wortes.
Mike seufzte still in sich hinein. Er war mächtig hungrig gewesen – nicht zuletzt deshalb hatte er heute wieder einmal freiwillig und höchstpersönlich Frühstück gemacht. Normalerweise tat er das nur in Ausnahmesituationen… Und jetzt – jetzt konnte er nur hier sitzen und hin und wieder auf all die Köstlichkeiten starren … Appetit hatte er keinen mehr. Er machte sich Sorgen um Meriam Rogers. Insgeheim befürchtete er das Schlimmste. Damona schien es ähnlich zu gehen. Mit dem einen Unterschied: Sie machte sich vermutlich nicht nur Sorgen, sondern auch Vorwürfe …
Das sah man ihr geradezu an der Nasenspitze an. Selten war das hübsche Girl so schweigsam und in sich gekehrt gewesen wie jetzt.
Trotz ihrer Jugend wirkte sie irgendwie – müde, matt, enttäuscht.
Ihr normalerweise eher bräunliche Teint zeigte winterliche Blässe, und das stand ihr gar nicht gut.
Die Finger ihrer rechten Hand spielten – vermutlich ohne daß Damona dies überhaupt gewahr wurde – mit dem Hexenstein, der an einer silbernen Kette um ihren schlanken Hals lag.
Der Hexenstein war ein Erbstück ihrer Mutter. Gerüchte besagten, daß er vom Blocksberg stammte. Wahrheit hin, Dichtung her, – fest stand, daß in diesem tropfenförmigen Ding, das wie ein Chamäleon die Farbe wechseln konnte und momentan in einem satten Blauton schimmerte, gewaltige Kräfte schlummerten. Kräfte, die beispielsweise Damonas Hexenfähigkeiten verstärken konnten… Die es ihr weiterhin ermöglichten, Kontakt mit ihrer Mutter herzustellen, die nach ihrem Tod in die jenseitige Sphäre, die Welt der Geister und Seelen, eingegangen war … Und so weiter.
Momentan machte er einen harmlosen Eindruck.
Er ruhte in dem Delta über Damonas kleinen, aber festen Brüsten, und diese bezaubernde Umgebung machte ihn Mikes Ansicht nach noch sehenswerter.
Trotzdem konnte er diesen Anblick heute nicht genießen.
Er verzog seinen Mund. »Es hat keinen Sinn, noch länger zu warten«, meinte er lakonisch.
Auf diese Feststellung schien Damona nur gewartet zu haben. Sie sah auf, und in ihre dunklen Augen trat dieses entschlossene Funkeln, das er schon so oft darin bemerkt hatte. »Du hast recht, Mike«, sagte sie. »Ich werde hinfahren, und…«
Er korrigierte sie: »Wir werden hinfahren«, sagte er ruhig. »Und zuvor werde ich Tozzi anrufen und ihm klarmachen, daß er heute nicht mehr mit uns rechnen kann.«
Jetzt lächelte sie auch – aber nur ganz kurz, dann wurde sie wieder

ernst und sachlich. »Er wird sich nicht gerade freuen.«
»Ist mir doch egal«, versetzte Mike burschikos. »Schließlich ist er mit dem King-Konzern verheiratet – nicht wir! Ist doch wahr!« setzte er wie verteidigend hinzu, als er ihren zweideutigen Blick bemerkte.
»Hoffentlich ist sie noch am Leben«, murmelte sie dann.
Mike zuckte die Schultern. Okay, er hatte es versucht, und der Versuch war eine glatte Pleite gewesen. Mit seinem Schwerenöter-Charme richtete er heute nichts aus. Schade. Er hätte Damona so gerne von ihren düsteren Gedanken abgelenkt…
Damona trat ans Fenster und sah in den grauen Morgen hinaus, der über den Dächern Londons lastete. Motorenlärm hallte von der Straße hoch. Unten hasteten Menschen durch das trübe Wetter. Es schneite nicht mehr. Die Straße glänzte feucht.
Mike stand ebenfalls auf und ging ans Telefon.
Entschlossen wählte er die Nummer der King-Zentrale und ließ sich mit Romano Tozzi verbinden.
Fünf Minuten später stiegen sie in der Tiefgarage in den 928 S. An der Rezeption des Claridge's hatten sie – für den Fall, daß Meriam Rogers doch noch kam – eine Nachricht hinterlassen. Irgendwie ahnten sie jedoch, daß die junge Frau nicht mehr kommen würde.
Nie mehr.
Mike fuhr dessen ungeachtet Richtung Ingram Road.

***

»Verdammte Geheimniskrämerei!« schimpfte Douglas Stranraer aus vollem Herzen und starrte düster auf die drei Männer, die von einem ganzen Heer von Reportern und Leibwächtern und Sicherheitsbeamten begleitet wurden. Kameras surrten. Die Herren und Damen von der Presse und vom Fernsehen redeten auf die Wissenschaftler ein – ohne jedoch eine Antwort zu erhalten.
Blitzlichter zuckten. Hektik überall.
Stranraer fuhr sich mit der Rechten über das kurzgeschorene Haar.
Das also waren die drei Burschen, die er mit seinem Leben zu beschützen hatte.
Naja, sagte er sich. Wird schon nichts passieren. Das sagte er sich jedesmal, wenn er seinen Dienst antrat, und bisher war auch jedesmal alles gutgegangen.
Trotzdem fühlte sich der Sicherheitsmann heute alles andere als wohl. Normalerweise hätte er diese Woche Urlaub gehabt, aber diese Konferenz hatte seine diesbezüglichen Pläne zunichte gemacht.
Das Sicherheitsbüro hatte jeden Mann gebraucht, auch ihn. Das trug nicht gerade dazu bei, daß Stranraer kameradschaftliche Gefühle für die Spitzenwissenschaftler empfand, die er beschützen sollte.
Er sah zu, wie die Männer an ihm vorbeieilten, ohne ihn eines

Blickes zu würdigen. Die Reporter folgten ihnen. Wortfetzen schwirrten durch die Luft.

»Wann werden Sie uns genaueres sagen können…?«

»Steht tatsächlich fest, daß mit ihrer Methode die Brennstäbe gefahrlos und vor allem umweltfreundlich beseitigt werden können?«

»Seit wann arbeiten Sie an dieser Methode?«

»Warum hüllen Sie sich immer noch in Schweigen?«

Dann waren sie an Stranraer vorbei.

Unwillkürlich atmete er auf.

Sein Dienst begann erst in ein paar Minuten, dann nämlich, wenn die Herren Wissenschaftler wieder zur Tagesordnung übergingen und sich hinter den abhörsicheren Türen des Konferenzzimmers die Köpfe heißredeten. Gestern hatte ihre Tagung bis spät in die Nacht hinein gedauert. Es hieß, sie arbeiteten an der abschließenden Presseerklärung.

Stranraer zog hastig an seiner Zigarette und dachte darüber nach, was er über diese Konferenz wußte.

Viel war es eigentlich nicht. Seine Chefs hatten es nicht für nötig gehalten, ihn mit allzu vielen Informationen zu versehen. Nun, er war eben nur ein kleines Rädchen in der großen Maschinerie.

Trotz seiner fünfzehn Dienstjahre. Das klang bitter, fand er. Und so sollte es auch klingen.

Es hatte eben zu genügen, wenn er wußte, wen er vor jedweder Bedrohung zu schützen hatte. In diesem Fall waren das Professor Dr. Philipp Finnegan, Professor Dr. Dr. John Paener und Professor Dr. Paul Forsyrth. Hochdekorierte Spitzenwissenschaftler. Genies, die irgend etwas mit den ausgedienten Brennstäben von Kernkraftwerken im Sinn hatten. Offenbar eine sensationelle Sache. Bisher war jedenfalls nur klar geworden, daß sie eine Methode entwickelt hatten, die das Atom-Entsorgungsproblem quasi über Nacht löste…

Nun, das wäre eine feine Sache, befand Stranraer und merkte, daß ihm die drei Männer so unsympathisch gar nicht mehr waren. Gut, er war Beamter, trotzdem gefiel ihm die Sache mit den kurzfristig zur Tugend erklärten Atommüll-Zwischendeponien nicht.

Drüben, vor dem prächtigen, mahagonigetäfelten Konferenzzimmer, wurde es ruhiger. Das bedeutete, daß die Wissenschaftler wieder an die Arbeit gingen.

Ein Kollege stieß ihn an. »Kommst du Doug?«

»Gleich«, erwiderte er, nahm einen letzten Zug aus der Zigarette und drückte sie dann im Ascher aus.

Er folgte seinem Kollegen. Seine Rechte tastete zu der Halfter, in der seine Dienstpistole steckte. Als er das bemerkte, mußte er grinsen. Ich benehme mich schon wie Westernhelden im Fernsehen, dachte er belustigt. Was soll hier schon passieren?

Andererseits hatten es seine Chefs sicher nicht umsonst für nötig gehalten, sechzig Mann zur Sicherheit der Wissenschaftler abzukommandieren…

Die Berichterstatter zogen sich zurück – wie unzufriedene Geier, denen eine sichere Beute im letzten Augenblick entwischt war, kommentierte Stranraer im stillen. Er sah den Männern und Frauen nach, und jetzt war sein Blick wachsam. Der Ärger über den verpatzten Kurzurlaub war vergessen. Dienst ist Dienst – das war seine Parole.

Die Türen schlossen sich. Ruhe kehrte ein. Die Stimmen und Schritte der Reporter entfernten sich, verstummten ganz. Das kleine Foyer vor dem Konferenzzimmer hatte sich geleert. Jetzt hielten sich hier nur noch die Sicherheitsbeamten auf.

Die Reporter warteten in einem eigens für sie reservierten Raum, bis sich die Wissenschaftler wieder zeigten. Seit Finnegan, Paener und Forsyrth hier im Hotel Albandor tagen, ging das nun schon so, wie er von Masters – der bereits seit zwei Tagen hier seinen Dienst tat – erfahren hatte. Und so würde es vermutlich auch die folgenden beiden Tage zugehen. Verständlich. Schließlich mußten die Medien über eine so wichtige Sache, die – völlig zurecht – überall auf der Welt die Gemüter der Menschen bewegte, aktuell berichten.

Stranraer lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und hakte seine Finger in den breiten Ledergurt seiner Dienstuniform. Seine Anweisung besagte, daß er gemeinsam mit seinem jüngeren Kollegen Masters die Tür des Konferenzzimmers keine Sekunde lang aus den Augen zu lassen hatte. Genau das würde er tun.

Seine Kollegen waren ebenfalls auf ihren Posten.

Jetzt begann das Warten. Und das Aufder-Hut-Sein. Beides war Routine.

Der Sicherheitsbeamte konnte nicht wissen, daß die letzten Minuten seines Lebens angebrochen waren. Noch genau dreiundvierzig Minuten blieben ihm.

***

Mike Hunter stieß den Porsche in die einzige noch freie Parklücke vor dem Mietshaus. Seine Kiefer mahlten aufeinander, seine Wangenmuskeln zuckten. Damona warf ihm nur einen raschen Seitenblick zu. Sie brauchten keine Worte, um sich zu verständigen. Nicht in einer Situation wie dieser.

Sie kamen zu spät.

Sie wußten es beide in dem Augenblick, als sie den Yard-Dienstwagen sahen, der am Straßenrand stand. Das Blaulicht zuckte und warf häßliche Reflexe auf dem feuchten Asphalt.

Vor dem Eingang zu Nr. 1367 hatte sich eine Menschentraube

gebildet. Die üblichen Gaffer, die sich stets dort einfanden, wo ein Unfall oder ein Verbrechen passiert war.

Mike zog den Zündschlüssel ab und machte Anstalten, auszusteigen. Aber dann zögerte er und wandte sich Damona zu.

»Möglicherweise ist es nur ein verdammter Zufall«, sagte er.

Damona schob ihr Kinn vor. »Das glaubst du doch selbst nicht, Mike«, versetzte sie schroffer als beabsichtigt.

Bevor Mike etwas entgegnen konnte, stieg sie aus. Sie preßte ihre Lippen aufeinander. Hastig überquerte sie die Straße.

Hinter sich hörte sie Mikes rasch näher kommenden Schritte.

»Du könntest wenigstens ein kleines bißchen Rücksicht auf mich nehmen«, beschwerte er sich, als er an ihrer Seite war.

Sein Atem stand als kleine Wolke vor seinem Mund. »Schließlich mache ich das ganze Theater ja doch bloß deinetwegen. Ich weiß doch, daß du dir Vorwürfe machst…«

Damona nickte. »Tut mir leid.« Mike erwiderte nichts mehr. Sie bahnten sich einen Weg durch die sensationshungrige, schwatzende Menge.

Zwei Bobbys hatten alle Hände voll zu tun, die Menschen zurückzuhalten.

Mike sprach mit dem kleineren der beiden Männer. Der Name King sagte dem Polizisten überhaupt nichts, dafür aber der von Inspektor Murray um so mehr. Damona hörte kaum hin. Sie zitterte innerlich. Nicht nur deshalb, weil sie sich tatsächlich Vorwürfe machte, nicht genug für Meriam Rogers Sicherheit getan zu haben.

Nein, da war auch noch etwas anderes. Etwas, das sie nicht – noch nicht! – definitiv erfassen konnte. Eine instinktive, kreatürliche Furcht…

»Murray ist oben«, sagte Mike und zog sie mit sich.

»Dann bearbeitet also er den Fall?«

»Den und vermutlich auch die anderen. Du weißt schon: ›Geht in London ein neuer Jack the Ripper um?‹«

Damona zog eine Augenbraue hoch. Murray war einer von Mikes zahlreichen Freunden. Sie mochte ihn auch ganz gut leiden, obwohl es gar nicht immer einfach war, dem kauzigen Burschen freundschaftliche Gefühle entgegenzubringen. Manchmal konnten sein Sarkasmus und seine knappe Art ganz schön auf die Nerven gehen.

Mike, der Murray aus der Zeit kannte, als er noch Detektiv der Transworld Insurance gewesen war, hatte sich daran schon gewöhnt. Ihn störte es nicht einmal mehr, wenn ihn Murray seines kometenhaften Aufstiegs in die höheren Managerkreise wegen aufzog – was nicht selten vorkam.

Sie hatten mittlerweile die Absperrung passiert und das Haus betreten. Sie nahmen den Lift.

Die Angst in Damona wurde stärker.
Mit einem Rucken kam die Kabine im fünften Stock zum Stillstand. Fauchend öffneten sich die Schiebetüren.
Frances Golowins Wohnung lag am Ende des schmalen Korridors.
Die Tür stand offen. Man hörte Männerstimmen.
… noch jemand hier gewesen sein.
»Das Gästebett ist benutzt worden«, sagte gerade eine mürrische Stimme. Das war Murrays Organ. Es gab keinen Zweifel.
Eine andere Stimme erwiderte: »Vielleicht hat sie ihren Mörder gekannt, ihm vertraut. Wäre wohl nicht das erste Mal… Außerdem würde das erklären …«
Sie betraten die Wohnung.
Murray stand zwei Meter von der Tür entfernt und wandte ihnen seinen breiten Rücken zu. Er trug seine übliche dunkelbraune, zerknitterte Gabardinehose und einen grauen Trenchcoat. Die Hände hatte er tief in den Hosentaschen vergraben. Sein Gegenüber war Roy Porter, Murrays Assistent. Auch er trug einen Trenchcoat, darunter einen einfachen blauen Anzug.
»Hello«, sagte Mike betont harmlos.
Porter sah auf.
Jetzt war auch Murray aufmerksam geworden. Er drehte sich halb um. Überraschung zeichnete sich auf seinem rundlichen Gesicht ab.
»Zum Teufel, – Damona, Mike! Was wollt ihr denn hier?« entfuhr es ihm.
»Wir waren mit Miß Golowin verabredet. Geschäftlich«, antwortete Damona schnell. So, wie die Dinge im Moment standen, hielt sie es nicht für sonderlich sinnvoll, den Inspektor einzuweihen. Sicher, sie waren befreundet, und sie vertraute ihm auch. Aber Murray wußte nichts von ihrem Doppelleben, und so sollte es auch bleiben.
Er musterte sie, und wahrscheinlich versuchte er, ihre Gedanken zu erraten.
Damona hielt seinem Blick mühelos stand.
»Verabredet, soso«, brummte Murray unfreundlich. Er schüttelte ihr und Mike die Hand, dann zuckte er die Schultern. »Wie das Leben so spielt… Nun, tut mir leid, – aber eure Verabredung fällt ins Wasser.«
»Was ist geschehen, Ben?« Mike hatte das gefragt.
Murray stieß die Luft durch die Nase.
»Stell' mir eine leichtere Frage«, blaffte er unwillig. »Ich weiß auch bloß…«
»Na, dann laß uns wenigstens das hören!« meinte Mike mit einer Engelsgeduld.
»Der Herr Manager ist neugierig, verstehe, verstehe. Aber okay, ich will dich nicht länger zappeln lassen. Ein anonymer Anrufer hat uns hierherzitiert. Die Wohnungstür war abgeschlossen, der Schlüssel

steckte. Und zwar von innen. Auf unser Klingeln und Rufen hat niemand reagiert. Wir haben die Tür aufgebrochen. Wir fanden Miß Golowin in der Küche. Tot. Mit gebrochenem Genick. Es gibt Spuren eines verbissenen Kampfes und Hinweise, daß sie gestern nacht Besuch hatte. Das Gästebett war benutzt. Im Bad fanden wir Frauenkleider, die nicht Miß Golowin gehören. Nur die dazugehörige Dame, die war nicht aufzutreiben. Die ist spurlos verschwunden.«

»Die von innen verschlossene Tür«, konkretisierte der schweigsame Roy Porter.

»Genau.« Murray wischte sich über die Stirn. »Miß Golowins Wohnung liegt im fünften Stockwerk. Die Fassade ist glatt wie ein Kinderpopo. Es ist mir ein verdammtes Rätsel, wie man aus einer solchen Wohnung verschwinden kann, ohne durch die Tür zu gehen. Naja, die Kollegen von der Spurensicherung sind benachrichtigt und müssen jeden Moment antanzen. Vielleicht finden die etwas.«

»Kann – kann ich die Tote sehen?« fragte Damona. Ihre Stimme klang spröde.

»Es ist kein schöner Anblick, Mädchen.«

»Bitte, Ben.«

Er zögerte noch eine Sekunde, dann nickte er. »Meinetwegen, sieh sie dir an. Aber auf eigene Gefahr. Wenn du umkippst, dann…«

»Ich bin nicht halb so verzärtelt, wie du immer tust«, unterbrach sie ihn ungerührt und setzte sich in Bewegung.

Seltsamerweise wußte sie genau, wohin sie zu gehen hatte. Ihre Bewegungen wirkten marionettenhaft. Damona erkannte es, konnte jedoch nichts dagegen unternehmen!

Ein Eissplitter fuhr in ihr Herz, als sie das begriff!

Mike, dachte sie, Hilf mir! – Laß mich nicht weitergehen! Wenn ich diese Tür öffne, dann sind wir verloren…

Aber Mike Hunter zeigte keinerlei Reaktion. Er hatte ihren telepathischen Hilferuf nicht gehört! Er unterhielt sich mit Murray, war abgelenkt…

Unaufhaltsam näherte sie sich der Küchentür…

Gleichsam sprachen ihre übersensiblen Hexensinne an, registrierten die seltsamen Schwingungen, die in der Luft vibrierten.

HASS!

WAHNSINN!

TRIUMPH!

Das Gefühl, in eine Falle zu gehen, brach wie eine gigantische Brandung über sie herein. Und sie war völlig hilflos…

Damonas schmale Hand legte sich – wie von unsichtbaren Fäden bewegt – auf die Klinke und drückte sie nieder…

***

Ghulghanaars schwammiger Titanenkörper blähte sich auf.
Meterlange Nervenfäden begannen zu zucken, wanden sich empor.
Es war soweit!
Die Konstellation der Gestirne war günstig, so günstig wie nie zuvor! Das Böse war mächtig!
Seine Zeit war gekommen!
Der wahnsinnige Dämon wußte, was er zu tun hatte. Ein teuflisches, irres Gelächter brach von den schorfigen Lippen seiner zahllosen Münder, die überall über seinen Körper verteilt waren. Er würde seinen irdischen Vasallen stärken, der ihm – ohne es zu wissen – so sehr geholfen hatte. Er würde ihm seine dämonische Hilfe zuteil werden lassen. Oh ja, Larusius sollte sein Projekt beenden…
Er mußte es beenden…!
Ghulghanaar konzentrierte sich. Sein Körper verhärtete. Die gespaltenen Schlangenaugen leuchteten in tiefroter Glut. Seine Para-Krallen zuckten hinaus, über die endlosen weißen Ebenen, rissen die Energien der Dimension des Wahnsinns an sich…
Ghulghanaar zapfte die schreckliche Dimension an!
Schwarzes Leuchten umflirrte seinen gigantischen Körper.
In der Ferne blitzten silberne Funken in der Düsternis. Feuerkaskaden regneten vom Himmel. Es roch nach Schwefel. Der Boden begann konvulsivisch zu zittern… Schreckliche Entladungen rasten durch die Ewigkeit der Sphäre, pflanzten sich fort … Vereinigten sich … Wurden zu einer einzigen tobenden Gewalt …
Ghulghanaar nahm sie in sich auf!
Eine Schockwelle tobte durch sein Ego! Gräßliche Schmerzen flammten auf, drohten ihn zu zerfetzen. Aber Ghulghanaar hielt stand. Der Gedanke an Flucht, an Rache hielt ihn aufrecht, ließ ihn alles ertragen.
Er schrie.
Die Echos hallten zurück, hundertfach verstärkt, und die schrillen Laute prasselten wie Geschosse auf ihn ein.
Ghulghanaar keuchte.
Er hatte das Inferno entfesselt!
Er hatte gewußt, daß er ein Risiko einging. Und er war bereit gewesen, jedes Risiko einzugehen. Er mußte durchhalten. Durchhalten…
Seine Para-Krallen fetzten die Energien der Sphäre heran, immer mehr, immer mehr…
Risse zeichneten sich am Boden ab. Ein unheimliches Knistern lag in der Luft. Die weiße Ebene teilte sich an hundert Stellen gleichzeitig. Dumpfes Grollen war zu hören. Schleimiges, gelbes Wundwasser brach aus den Rissen hervor… Eitrig, stinkend ergoß es sich über das Land. Rauch stieg auf. Der Himmel wechselte seine Farbe.

Schwarz. Violett. Silbern. Rot. Immer schneller.

Alles drehte sich.

Der Rauch wurde stärker.

Ghulghanaars Körper pulsierte. Veränderte sich. Und wurde wieder so, wie er soeben gewesen war: Riesig. Schwammig. Eine formlose Masse, die über und über mit Augen und Mündern und schlangengleichen Nervenfäden bedeckt war. Ein Moloch. Ein Wesen, das jede Gestalt annehmen konnte. Das fleischgewordene Grauen.

Die Schmerzen waren nicht mehr auszuhalten. Gleich würde er in einem gewaltigen schwarzen Blitz vergehen. Er hatte sich überschätzt! Aus und vorbei!

Nein! Nein! Nein!

Ghulghanaar schrie wieder.

Sein nichtmenschliches Gehirn schien in Flammen zu stehen. Ich muß durchhalten! schrie es in ihm. Die Rache an Menschen und Dämonen muß mein sein! So nahe am Ziel… So nahe …

Er mußte Larusius stärken. Seine schwachen menschlichen Gehilfen ersetzen. Anders war der Professor nicht in der Lage, das zu tun, was er tun mußte, um ihn, Ghulghanaar, zu befreien…

Chaos mußte gesät werden…

Es mußte gelingen! Es mußte!

UND ES GELANG!

Die Schmerzen verklangen. Die tosenden Naturgewalten ringsum verstummten. Alles wurde still.

Und jetzt schlug Ghulghanaar unerbittlich zu. Er bündelte die fürchterlichen Energien des Wahnsinns, die er gesammelt hatte – und strahlte sie ab!

Mühelos durchbrachen sie die Grenzen jener Dimension, die ihn gefangenhielt – noch gefangenhielt…

Mühelos und in Nullzeit fanden sie ihr Ziel…

***

Douglas Stranraer nahm das zerbissene Streichholz aus den Zähnen.

Ein breites Grinsen stahl sich über sein Gesicht. Tom Masters hatte ihm wieder einmal den Witz mit der sündhaft teueren Puppe erzählt, und das Ding kam immer wieder bei ihm an. Weiß Gott, warum, sagte er sich amüsiert.

Zwei Sekunden später schlug das Grauen zu. Douglas Stranraer verging das Grinsen.

Ein Ruck durchlief seinen Körper. Eiskalt fühlte sich sein Herz plötzlich an. Ja, ein richtiger Eisklotz schien jetzt an seiner Statt in seiner Brust zu hämmern. In seinem Schädel flüsterte und wisperte es, aber er konnte nichts verstehen. Vor seinen Augen wallten blutigrote Schleier, führten einen Höllentanz auf.

Vor seinem geistigen Auge tauchte das Abbild eines unglaublichen Wesens auf. Ein gigantischer Körper… Schlangenaugen und Münder klafften in dem weißlichen, teigigen Fleisch …

»Du bist mein Herr und Meister«, keuchte Stranraer.

Und gleichsam wußte er, was von ihm erwartet wurde. Blindlings kreiselte er herum und rannte zu jener Tür, die in den Konferenzraum führte. Die schrecklichen Impulse in seinem Kopf peitschten ihn vorwärts. Der Wahnsinn tobte in ihm. Ja, er war völlig verrückt geworden… Er wußte es, aber dieses Wissen bedrückte ihn keinesfalls. Es ehrte ihn! Er, Stranraer, war ausersehen, einem Gott zu dienen!

Stranraer fuchtelte mit seiner Pistole herum. Er drückte ab, feuerte auf alles, was sich bewegte – ohne dies überhaupt zu merken. Er gehorchte seinem Instinkt.

Seinem wahnsinnigen Instinkt…

Er erreichte die Tür und riß sie auf. Hinter ihm johlten und gröhlten seine Kollegen. Schüsse krachten, Querschläger jaulten hierhin und dorthin. Absoluter Tumult war ausgebrochen.

Den anderen Sicherheitsmännern erging es nicht anders als Douglas Stranraer. Auch sie waren von einer Sekunde zur anderen gehirnlose Sklaven Ghulghanaars geworden.

Taumelnd rannte Stranraer. Die Umgebung zitterte. Er schien alles wie durch einen Zerrspiegel zu sehen.

Irgendwann klärte sich sein Blick.

Die Wissenschaftler, die er hätte bewachen, schützen sollen, saßen stocksteif, wie von einem magischen Bannfluch getroffen. Vor ihnen pulsierte schwarzer Nebel, in dessen Zentrum in diesem Sekundenbruchteil zwei bullige Männer auftauchten!

Stranraer begriff, daß die Wissenschaftler entführt werden sollten.

Es war ihm gleichgültig. Für ihn zählte nur noch der Gehorsam zu Ghulghanaar… Er war der Herr des Wahnsinns.

Geh näher! Stärke mich! Stärke mich mit deinem Leben, Sterblicher! hallte ein Befehl in seinem Bewußtsein auf, der die Flüsterstimmen überlagerte.

Verwundert schüttelte sich Stranraer. Warum sollte er sterben? Lebendig war er für den Herrn doch weit wertvoller…

Du irrst dich, Sterblicher, wisperte es eindringlich. Komm, komm endlich!

Stranraer gehorchte. Er war ein treuer Diener. Mit Freuden würde er sein Leben zur Verfügung stellen, wenn die große Aufgabe dies erforderte. Was bedeutete dieses irdische Leben schon für ihn, den Auserwählten Ghulghanaars?

Ghulghanaars Rückkehr zur Erde rechtfertigt jedes Opfer…

Nur Ghulghanaar ist wichtig, hörte er die nichtmenschliche Stimme flüstern.

»Ja Herr, ja«, murmelte Stranraer begeistert.
Die Männer, die aus dem Nebel aufgetaucht waren, hatten sich zwischenzeitlich an die Arbeit gemacht. Sie schleppten die steifen Körper der Wissenschaftler zu der Nebelwand hinüber, ohne Stranraer und seine Kollegen zu beachten.
Stranraer beobachtete sie und lächelte verzückt. Alles ging planmäßig. Wo Ghulghanaar wirkte, war alles einfach, so einfach…
Er bemerkte eine Bewegung an seiner Seite. Aus den Augenwinkeln heraus erkannte er Masters. Sein Gesicht war eine Maske freudiger Erwartung. Ghulghanaar hatte auch ihn gerufen.
Während diese Gedanken durch seinen Sinn jagten, war Douglas Stranraer immer näher an den Nebel herangetreten.
»Hier bin ich, Herr!« sagte er schließlich mit fester Stimme. Gut.
Ich bin zufrieden mit dir!
Der schwarze Nebel geriet in wallende Bewegung. Eine riesige Hand bildete sich – und griff nach Stranraer!
Er lachte glücklich.
Auch dann noch, als die Hand zudrückte und das Leben aus seinem Körper herauspreßte.

***

Die Tür schwang auf, und Damona starrte auf eine grauenvolle Szene!
Frances Golowin war kein Mensch mehr!
Ihr Gesicht war eine formlose schwarze Masse. Schlangengleiche Flechten wogten auf ihrem Kopf. Auch der Körper der Frau war verformt.
Und das Schlimmste war – Frances Golowin lebte!
Damonas Augen weiteten sich.
Frances Golowin richtete sich mit ruckartigen Bewegungen auf.
Ihr Schädel baumelte haltlos hin und her. Die Augen – soeben noch tot, glasig, – begannen, in unirdischem Licht zu glühen. Sie fixierten Damona.
Und die Tochter der Hexe spürte den Wahnsinn, der von der untoten Frau ausstrahlte!
Diesen Wahnsinn – kannte sie!
Damals… damals, als sie gegen den wahnsinnigen Dämon gekämpft hatte … gegen Ghulghanaar … da war ihr ebenfalls dieser schreckliche Odem entgegengeschlagen …
Damona schwankte. Ein glühender Speer schien in ihr Gehirn gefahren zu sein, mitten hinein ins Zentrum ihres Bewußtseins!
Schmerz durchraste sie. Und diesem Schmerz folgte die Angst…
Ghulghanaar, der wahnsinnige Dämon! War es ihm tatsächlich gelungen, sich oder einen Ableger seiner selbst auf der Erde zu

manifestieren?
Ja! Ja! Ja! hämmerte es gellend in ihrem Bewußtsein. Ich bin es, elende Tochter der verräterischen Hexe Vanessa! Und dieses Mal wirst du mir nicht mehr entkommen! Niemand wird meinem Wahnsinn entkommen! Niemand! Ich bin mächtiger denn je zuvor!

Damonas Gedanken rasten. Frances Golowin… Sie war zu einem Ableger des Dämons geworden! Wie das möglich sein konnte – sie wußte es nicht. Es war auch nicht wichtig.

Sie versuchte, sich zur Wehr zu setzen.

Die Hexenkraft in ihr bäumte sich auf… und wurde zurückgeschmettert!

Die Untote verzog das, was einmal ihr Mund gewesen war, und machte eine schroffe Handbewegung. »Es ist sinnlos, Damona King!« kicherte sie. »Komm her zu mir! Ergib dich in dein Schicksal! Du wirst sterben, damit jener, der mir neues Leben einhauchte, leben kann. Aber zuvor… Zuvor wirst du ihm dienen! Gehorche!«

Ein furchtbarer, rein geistiger Schlag traf Damona, fraß sich in ihren Geist hinein, wühlte darin…

»Ich bin… ich gehorche!« wimmerte Damona.

Die Welt versank um sie herum. Der Hexenstein flammte bernsteinfarben, aber in ihrem jetzigen Zustand vermochte sie die gewaltigen Kräfte des Talismans nicht zu nutzen!

Ghulghanaars Wahnsinn hatte sie überrumpelt, hielt sie fest umschlungen! Die Tochter der Hexe war zu keiner Gegenwehr mehr fähig. Sie war ein willenloses Werkzeug des Bösen geworden.

Töte! Töte Mike Hunter! Töte Ben Murray! Töte Roy Porter! Töte sie! Tu es! Tu es jetzt! Tu es für mich! Stärke mich, indem du Böses tust! hechelte Ghulghanaars Gedankenstimme.

Nein! schrie eine andere Stimme. Nein, Damona! Gehorche ihm nicht! Du darfst nicht töten… Du dienst dem Guten, der Gerechtigkeit …

Es war die Stimme der toten Mutter. Aber sie verwehte – wie Morgennebel im ersten Sonnenlicht.

»Ghulghanaar ist mein Herr! Nur ihm gehorche ich!« sagte Damona kalt.

Und Ghulghanaar, der über Frances Golowin an dem Geschehen teilnahm, es steuerte, war zufrieden. Die Tochter der Hexe war fest in seiner Gewalt. Er zog sich zurück.

Das war der Moment, auf den Damona gewartet hatte! Den sie herbeigefiebert hatte! Ihr Bluff hatte gewirkt!

In einer gewaltigen Anstrengung ballte sie ihre Para-Kräfte und peitschte sie Ghulghanaars Ableger entgegen.

Frances Golowin wurde vollkommen überrascht! Sie taumelte, ließ in ihrer Konzentration nach.

Der Bann, der Damona immer noch gehemmt hatte, zerbarst. Die weiße Hexe merkte, daß sie wieder Herrin ihrer Sinne war.

»Mike!« schrie sie. Und gleichsam stieß sie sich ab, stürzte sich vorwärts, dem Monster entgegen, das Ghulghanaar geschaffen hatte!

»Verflucht seist du, Hexentochter! Verfl...«

Das Kreischen des Monsters brach ab, als Damona heran war.

Die zu Krallen geformten Hände wurden hochgerissen. Das Höllenwesen war bereit zu kämpfen. Ein Fauchen stieß aus dem Mund.

Damona unterlief die Deckung ihrer Gegnerin und führte einen Schlag gegen deren Kinnpartie. Das Höllenwesen zeigte keinerlei Reaktion. Ungerührt verdaute es den PSI-Schlag.

Damona taumelte zur Seite, um den herunterzuckenden Pranken zu entgehen. Sie war zu langsam. Frances Golowins Hieb traf sie und wirbelte sie beiseite. Sie krachte gegen die Wand.

»Damona!« brüllte jemand.

Mike? Kam er ihr zu Hilfe?

Vorsichtig rappelte sich Damona auf. »Mike, sei vorsichtig!« Sie wollte es laut schreien, aber die Worte kamen nur als Flüstern über ihre Lippen.

Frances Golowin kam geduckt näher. »Er kann dir nicht mehr helfen...«, knarzte ihre Stimme.

Die Augen der Untoten flammten auf.

Ein seltsames; unangenehmes Ziehen pochte in Damonas Augen, wurde intensiver, sorgte dafür, daß ihre Bewegungen langsamer wurden.

Damona wollte zurückweichen, sich erheben, dem Angriff der Schrecklichen irgendwie begegnen. Es ging nicht.

Ihr Herz krampfte sich zusammen, als sie registrierte, daß sich der wahnsinnige Dämon in Frances Golowin bereits wieder etabliert hatte. Ihr parapsychischer Konterschlag hatte ihn nur kurz – zu kurz! – aus der Unglücklichen verdrängen können.

Die unheimlichen Wahnsinnsschwingungen setzten wieder ein, griffen wieder nach Damona. Sie wehrte sich, brachte ihre ganze Kraft in diesen Kampf der Geister ein... Vergeblich. Gegen Ghulghanaars Stärke konnte sie nichts ausrichten.

In diesem Kampf mußte sie unterliegen. Und wenn das geschehen war, dann war sie verloren. Dieses Mal würde sich der Dämon nicht mehr täuschen lassen. Warum ist er so stark? fragte sie sich in einem letzten Aufbegehren.

Ghulghanaar lachte. Wie Säure träufelte dieses Lachen in Damonas Gehirn.

Die unsichtbaren Para-Klauen des Dämons griffen synchron aus Frances Golowins Gehirn heraus nach ihr. Damona fühlte sie

heranrasen…

Sekundenlang schaltete ihr bewußtes Denken ab. Damonas Unterbewußtsein übernahm die Steuerung und Koordination ihrer Handlungen – und schlug zu!

Eine Sonne explodierte direkt vor ihr! Direkt an jener Stelle, an der soeben noch Frances Golowins Zerrbild gestanden hatte.

Etwas brüllte auf. Ein orangefarbener Lichtblitz zuckte auf – und fiel wieder in sich zusammen. Geblendet wandte sich Damona ab.

Noch immer gellte der Schrei in ihren Ohren – und in ihrem Gehirn. Wie ein trockener Schwamm sog Damonas Para-Gehirn die telepathischen Impulse, die Frances Golowins Gehirn im Augenblick seiner Zerstörung ausstrahlte, in sich auf.

Sie erfuhr alles… Sie erkannte, welch teuflischen Plan der wahnsinnige Dämon verfolgte, um seinem Gefängnis zu entkommen, und die Herrschaft über Menschen und Dämonen antreten zu können …

Dann verhallten die Impulse.

Es war vorbei.

Sie hatte gesiegt, aber sie konnte sich darüber nicht freuen. Nur zu genau wußte sie, daß die Gefahr beileibe nicht gebannt war. Nein, alles was bisher geschehen war, war lediglich ein Vorgeplänkel gewesen. Es würde noch viel schlimmer kommen.

***

Mike schüttelte sich Mörtelbröckchen und Staub aus den Haaren und rappelte sich auf. Ihm war es nicht anders als Murray und Porter ergangen. Auch ihn hatten die freigewordenen PSI-Energien, die in der Küche getobt hatten, von den Füßen geworfen. Trotzdem hatte er es besser überstanden als die beiden Yard-Männer. Sie waren ohnmächtig. Der Psychoschock war zu groß gewesen.

»Damona«, flüsterte er krächzend.

Plötzlich hatte er eine Wahnsinnsangst, daß sie nicht mehr lebte.

Bei allen guten Geistern – er hatte keine Ahnung, was in der Küche vorgefallen – war. Und Gelegenheit zum Eingreifen war ihm nicht gegeben worden. Nach Damonas Hilferuf schien die Zeit stillgestanden zu sein! Dann war dieser Lichtblitz aufgezuckt…

Mike wankte in die Küche. Hier sah es aus, als wäre eine Atombombe gezündet worden. Trümmer, wohin man blickte. Und inmitten dieses Chaos’ lag sie.

»Damona!«

Wie ein Hauch kam ihr Name dieses Mal über seine Lippen. Langsam, zögernd, ging er zu ihr.

Sie lag in einer verrenkten Stellung am Boden. Ihren Kopf hatte sie auf ihre verschränkten Arme gelegt. Sie zitterte.

Mike schluckte und ließ sich neben ihr nieder. Sacht hob er sie hoch. Sie lebte, sie war bei vollem Bewußtsein, – dennoch nahm sie ihn nicht wahr. Ihr Geist schien in einer anderen Welt zu weilen…

»Hey, Mädchen«, brummte er besorgt und schüttelte sie leicht.

Ihre großen, dunklen Augen wirkten irgendwie – leblos. Aber dann glomm unvermittelt ein Funke darin auf.

Sie erkannte ihn! Endlich!

»Mike…?« kam es fragend über ihre Lippen.

»Ich bin es, Damona. Nur die Ruhe… Das kriegen wir schon wieder hin …«

Sie schluchzte und klammerte sich an ihn. »Hilf mir, Mike«, flehte sie. »Hilf mir! Mein Kopf… Diese Schmerzen …«

»Du mußt mir sagen, wie ich dir helfen kann«, versetzte er rauh.

Seine Augen brannten. Verdammt, es war zum Ausder-Haut-Fahren!

Damonas Brust hob und senkte sich hastig. Schweiß perlte auf ihrer Stirn. Ihre Lider flatterten. »Ghulghanaar«, flüsterte sie erstickt.

»Er war hier – in Frances Golowins Körper… Hat es geschafft, sein Ego zu manifestieren … Er wird zurückkehren! Er hat einen irdischen Verbündeten. Larusius … Professor Larusius … Er will einen künstlichen Dämon erschaffen, aber das wird ihm nie gelingen! Ghulghanaar wird diese Gelegenheit nutzen … Larusius – ahnungslos. Trotzdem steckt er hinter den Entführungen … Die Mädchen…«

»Pst«, unterbrach Mike Damonas Redefluß. »Du darfst dich jetzt nicht mehr aufregen. Du mußt abschalten. Wir werden später dar- über reden, jetzt…«

Jetzt fiel die Apathie von Damona ab. Sie löste sich aus seinen Armen und richtete sich auf. »Nein Mike«, sagte sie entschlossen. »Wir haben schon viel zu viel Zeit verloren… Ghulghanaar ist schon so mächtig …«

Taumelnd kam sie auf die Füße.

»Okay, wenn du sagst, daß wir unter Zugzwang stehen, dann stehen wir unter Zugzwang«, lenkte Mike ruhig ein. »Was schlägst du also vor? – Vor allem: Fühlst du dich stark genug…? Sorry, wenn ich das so blöde frage, aber du siehst doch ziemlich angeschlagen aus. In Bestform bist du nicht, da kannst du mir nichts vormachen.«

Damona lächelte. »Ich muß stark genug sein, Mike«, sagte sie halb zu sich selbst.

Sie lauschte in sich hinein.

Auf was? Überhaupt: Was ging in ihrem hübschen Köpfchen vor sich?

Mike witterte förmlich, daß sie etwas vorhatte.

»Du kannst mir dabei nicht helfen«, meinte sie unvermittelt und sah ihn an.

»Aber…«

Sie legte ihm ihre Hand auf die Lippen. »Wir wissen es beide, Mike.

Vorhin, das war der Beweis. Ich will dich nicht in Gefahr bringen… Diesen Kampf muß ich allein austragen.«

»Ich laß' dich nicht allein! Verflixt, geht das denn nicht in deinen Hexendickschädel hinein!« schnauzte er aufgeregt. »Was ist nur los mit dir? Schon x-mal haben wir bewiesen, daß wir ein optimales Team sind, und…«

»Mir bleibt nicht mehr viel Zeit, Mike…«

Und im gleichen Augenblick begriff er, was sie vorhatte!

Mit ihren unbegreiflichen Sinnen hatte sie eine Spur ausgemacht – und der wollte sie jetzt folgen. Per Teleportation!

»Mach keinen Unsinn, Damona!« knurrte er eindringlich. »Wenn Ghulghanaar die Puppen tanzen läßt, dann müssen wir schwere Geschütze auffahren! Du bist noch viel zu schwach… Damona!«

Ihre Körperkonturen flimmerten.

Sie hob ihre Hand, winkte ihm noch einmal zu. Ein trauriges Lächeln lag um ihren Lippen. Unsagbar zerbrechlich und zart wirkte sie… Gleichsam aber auch fest entschlossen. Nichts und niemand würde sie von ihrem Vorhaben abbringen können!

Mike wollte sich trotzdem vorwärts werfen, sie zurückhalten, aber noch bevor dieser Gedanke in seinem Gehirn richtig Gestalt angenommen hatte, war Damona in einem flirrenden Lichtreflex verschwunden.

Ich werde mich bei dir melden, Mike…. hauchte ihre Stimme in seinen Gedanken. Nicht böse sein. Ich will dich in diesem Kampf nicht sinnlos opfern … Dazu mag ich dich viel zu sehr … Du bist kein Gegner für Ghulghanaar. Er ist so stark, so mächtig. Vielleicht bin nicht einmal ich stark genug …

»Versteh schon einer eine Hexe!« schimpfte Mike verbittert, nachdem ihre Stimme in der Unendlichkeit verweht war.

Er wurde nicht schlau aus ihr. Mehr noch, – manchmal war sie ihm unheimlich. Bisher hatte sie ihre Para-Fähigkeiten doch nicht bewußt aktivieren und gebrauchen können… Trotzdem war ihr jetzt das Zauberkunststückchen gelungen, einfach zu verschwinden.

Mike mußte an Ghulghanaar denken. An den entscheidenden Kampf in Kirrimuir. Es waren keine schönen Gedanken. Er biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten.

Mit einer müden Bewegung wischte er sich über die Augen. So weit, so schlecht, großer Meister, sagte er zu sich. Er fühlte sich hundsmiserabel. Nicht nur deshalb, weil er sich um Damona sorgte.

Seine männliche Eitelkeit war auch ein bißchen angekratzt. Nun, das würde er verdauen können.

Da fiel sein Blick auf einen tropfenförmigen Gegenstand, der in allen Regenbogenfarben schillerte.

Der Hexenstein!

Damonas Talisman! – Hatte sie ihn verloren? Oder ihn sogar absichtlich hier zurückgelassen?

»Großer Gott«, flüsterte Mike erbleichend.

Draußen, im Korridor, mußte Murray zu sich gekommen sein. Er fluchte grimmig. Rasch nahm Mike den Stein an sich und ging hinaus, um sich um die beiden Männer von New Scotland Yard zu kümmern. Die nächsten Minuten würden bestimmt nicht einfach werden. Murray hatte zweifellos eine Menge Fragen, die ihm auf der Zunge brannten. Trotzdem mußte er versuchen, ihn und Porter so schnell wie möglich loszuwerden.

Und dann? fragte er sich ärgerlich. Was dann?

Er hatte keine Ahnung, was er tun konnte. Damona hatte es fabelhaft verstanden, ihn auf Eis zu legen. Er zerbiß einen kernigen Fluch.

***

Peter Gareth schlidderte um die Ecke. Beinahe wäre er auf dem glatten Marmorfußboden ausgerutscht. Er fluchte. Dann sah er, was sich in dem Konferenzzimmer abspielte. Seine Augen wurden groß und rund wie Wagenräder.

Ich träume! zuckte es durch seinen Sinn. So etwas gibt es nicht!

Darf es nicht geben!

Wie betäubt starrte er auf die Klauenhände, die aus dem wogenden Nebelgebilde hervorwuchsen – drei, nein, vier waren es! – und skelettierte menschliche Körper umklammert hielten.

Als der Tumult losgebrochen war, war er, Gareth, gerade auf dem Weg in die Halle gewesen. Hier hatte er auf die Wissenschaftler warten wollen. Vielleicht, so hatte er gehofft, bot sich die Chance eines Exklusivinterviews. Egal, entschied er. Wichtig war jetzt nur, daß er einen gewaltigen Vorsprung vor seinen Kollegen hatte.

Und er stand hier und hielt Maulaffen feil!

Sein Geschäftssinn machte sich nachdrücklich bemerkbar und forcierte sein Handeln. Verdammt, verrückt oder nicht, sagte sich der Reporter. Das werden die Fotos des Jahrhunderts. Dazu eine gute Story…

Er überlegte nicht mehr länger, sondern riß seine Kamera hoch und drückte ab. Eine ganze Fotoserie schoß er. Das surrende Geräusch der Kamera zerriß überlaut die Totenstille, die hier eingekehrt war.

Dann gewahrte Peter Gareth den schwarzen Riesenarm, der auf ihn zujagte. Er versuchte, auszuweichen, aber er war viel zu langsam. Gedankenschnell war das Nebelgebilde heran und schmetterte gegen ihn, warf ihn zurück. Die Kamera entglitt seinen plötzlich eiskalten Händen und schepperte zu Boden.

Die schwarze Titanenfaust donnerte darauf nieder.

Nachdem die Kamera zerstört war, pendelte sie wieder hoch, dem

Reporter entgegen.

Peter Gareth stieß einen kreischenden Schrei aus. Furcht und Grauen irrlichterten in seinen geweiteten Augen.

»Hilfe! Helft mir doch! Ein Ungeheu…«

Ein Schlag ließ ihn verstummen.

Er torkelte. Sekundenlang drohten seine Sinne zu schwinden. Er sah nur noch rote, wabernde Schlangen…

Aber Gareth war zäh, zäher als er selbst bis vor wenigen Augenblicken geglaubt hatte. Er sammelte seine letzten Kraftreserven und wich weiter zurück.

Wieder ein Schlag.

Er stöhnte, brach in die Knie und fiel um.

Aber er gab immer noch nicht auf. Bevor die Titanenfaust erneut auf ihn niederkrachen konnte, kroch er los. Weg, irgendwohin, wo ihn dieses fürchterliche schwarze Nebelmonster nicht mehr erreichen konnte!

Ich schaffe es! dachte er. Ich muß es schaffen!

Sein Atem ging rasselnd, seine Lungen schmerzten. Er achtete nicht darauf. Weg, nur weit weg!

Irgendwann kapierte er, daß er jetzt in Sicherheit sein mußte. Er wandte sich, um. Sein Blick verschwamm, raste weiter, wie das Bild eines defekten Fernsehers. Er war anscheinend doch schwerer angeschlagen, als er gehofft hatte…

Verdammt, wo bleiben die anderen, dachte er fiebernd. Sie müssen doch hören, daß hier der Teufel los ist…

Aber niemand kam.

Der Nebel hatte sich zurückgezogen, war im Begriff, sich aufzulösen. – Und mit ihm die Menschen in seinem Zentrum!

Die Wissenschaftler waren verschwunden. Entführt von… Alles in Gareth sträubte sich, den Satz zu Ende zu denken. Dann tat er es doch. Entführt von – Gespenstern!

Ihm blieb keine Zeit, weiter darüber nachzudenken.

Er sah, daß die Kette unerklärlicher, unbegreiflicher Geschehnisse noch nicht abriß!

Dort drüben… Nur wenige Meter von der flirrenden Masse des sich auflösenden schwarzen Nebels entfernt, tauchte ein Mädchen auf!

»Wahnsinn!« keuchte Gareth wie im Fiebertraum. Er konnte sich kaum mehr aufrechthalten. Er schüttelte sich.

Dieses Mädchen… Es – es konnte nicht wirklich sein! Eine Spukgestalt war es, ja, es mußte eine Spukgestalt sein!

Gareth starrte das Mädchen an. Es war groß, schlank, bildhübsch, mit langen, rabenschwarzen Haaren. Ihr Gesicht war bleich, schmal, die Wangenknochen stachen scharf hervor, betonten ihr slawisches Aussehen.

»Verrückt!« murmelte er wie betäubt. Aber war an dieser Sache nicht alles verrückt?

Das Mädchen beachtete ihn nicht. Sie sah nur den schwarzen Nebel… Gleich *mußte* er vollends verschwunden sein …

Da setzte sie sich in Bewegung, hetzte los! Direkt auf das unheimliche Gebilde zu!

Gareth krächzte erschrocken, als er begriff, was sie tun wollte.

Sie hechtete vorwärts!

Tauchte in den Nebel ein!

Der Spuk verschwand. Und mit ihm das Mädchen.

Peter Gareth wurde von einem trockenen, stechenden Husten geschüttelt. Sein Kopf sackte auf seine Brust. Er hatte endgültig die Besinnung verloren.

Gleichzeitig erlosch jener Bann, der die Zeit in einem bestimmten Umkreis hatte stillstehen lassen. Die Reporter konnten sich wieder bewegen.

Sie begriffen nicht, was mit ihnen geschehen *war*. Drei Sekunden später fanden sie ihren ohnmächtigen Kollegen und vier Skelette, die in der Uniform der Sicherheitsbeamten steckten. Die Wissenschaftler waren verschwunden.

Man alarmierte Scotland Yard.

***

Damona tauchte in das ölige Schwarz des Nebels ein. Hinter ihr schien eine unsichtbare Tür mit Wucht zugeschlagen zu werden.

Fauchender Höllenwind ergriff sie, wirbelte sie durch unfaßbare Räume davon. Mörderische Gewalten zerrten und rissen an ihren Kleidern, umtobten sie wie Irrwische, fetzten ihren Atem von den Lippen, so daß sie kaum Luft bekam. Feuerspiralen tanzten vor ihren Augen, erloschen, flackerten wieder auf – um dann endgültig zu verschwinden. Totenschädel wirbelten durch einen unendlichen, sternenlosen Kosmos, bleich schillernd in der Finsternis.

Das Grauen krampfte Damonas Herz zusammen. Sie hatte erwartet, im nächsten Sekundenbruchteil wieder zu rematerialisieren, aber jetzt mußte sie einsehen, daß sie sich verkalkuliert hatte. Das war keine Teleportation… Eher eine magische Reise durch das Nichts. Darauf war sie nicht vorbereitet gewesen …

Als sie in der Hotelhalle rematerialisiert war und den Nebel erblickt hatte, hatte sie rein gefühlsmäßig gehandelt, handeln müssen.

An die Gefahr, die ihr drohen konnte, hatte sie nicht gedacht. Die Aussicht, endlich das Versteck der Gangster ausfindig machen zu können, die mit dem wahnsinnigen Dämon gemeinsame Sache machten, hatte sie unvorsichtig, leichtsinnig werden lassen.

Ein Fehler, für den sie nun bezahlen mußte.

Die Luft wurde ihr knapp. Krampfartig hob und senkte sich ihre Brust. Vergeblich… Die Irrwische ließen sie nicht mehr zu Atem kommen.

Blindlings war sie den Kräften ausgeliefert, die sie wie mit unsichtbaren Krallenhänden umklammert hielten und durch das Nichts schleiften.

Dann – war es übergangslos vorbei!

Vor ihr tauchte ein wirbelndes Vieleck auf, das rasend schnell größer wurde. Damona streckte sich, versuchte, die Richtung beizubehalten…

Ihr Sturz wurde immer schneller…

Das Vieleck begann zu leuchten, heller als eine Sonne irrlichterte es vor ihr.

Dann war Damona heran. Erschöpft, atemlos, dem Zusammenbruch nahe taumelte sie durch das Lichtportal… direkt in die Hände ihrer Feinde.

Sie war geblendet, konnte nichts wahrnehmen. Aber das war auch nicht mehr notwendig. Damona wußte, wann sie verloren hatte.

Tief in ihrem Kopf explodierte ein Blitz. Sie spürte noch, daß sie auf die Knie fiel.

»Ergreift sie!« brüllte eine herrische Stimme. Sie nahm sie nur gedämpft wahr, wie durch einen riesigen Watteberg hindurch. »Laßt sie nicht entkommen! Sie darf nicht entkommen!«

Das waren die letzten Worte, die sie hörte. Ihr Bewußtsein erlosch.

Sie hatte ihr Glück zu sehr strapaziert.

Diesen Gedanken nahm sie mit hinüber in jene andere Dimension, die zwischen Leben und Tod liegt.

***

Harry Sparks würgte.

Wie eine glühende Nadel war ihm Josh Howards und Berry Parkers Anblick ins Auge gefahren. Sie hatten sich verändert! Himmel, und wie sie sich verändert hatten!

Große, schleimige Monster waren sie geworden. Rußige Auswüchse überall an den aufgeblähten, schwarzen Körpern… Dazwischen Nervenfäden, die sich rhythmisch bewegten, hin- und herpendelten.

Sie selbst schienen ihre Veränderung gar nicht zu bemerken. Und wenn, – so machte sie ihnen nichts aus.

Sparks schluckte krampfhaft. Das Würgen blieb.

Er wischte sich seine schweißnassen Hände an den Hosen ab und eilte weiter. Weisungsgemäß hatte er die schwarzhaarige Fremde in den winzigen Kerker gesperrt. Aus diesem Gefängnis würde sie niemals mehr entkommen. Wenigstens nicht lebend. Sparks konnte sich gut ausmalen, was der Professor mit ihr vorhatte.

Er kicherte.

»Der liebe Professor Larusius weiß schon, was er tut. Oh ja, er weiß es…«, murmelte er im Selbstgespräch vor sich hin.

Dann brach er abrupt ab.

Der Schreck fuhr ihm in die Knochen. Vor ihm tauchten Parker und Howard aus einem Seitenkorridor auf. Sie hatten die entführten Wissenschaftler in den ihnen bestimmten Kerker gebracht.

Sparks krächzte: »Hallo…«, und gab sich große Mühe, sich nichts von dem Grausen anmerken zu lassen, das in ihm wütete.

Die Monster reagierten nicht. Sie wankten vor ihm her durch den düsteren unterirdischen Gang. Die Katakomben unter der Villa des Herrn Professors waren unheimlich, fand Sparks in diesen Minuten.

Er fror, und das nicht nur, weil es hier unten teuflisch feucht und kalt war. Er hatte Angst. Aber das hätte er niemals zugegeben. Er war ein treuer Diener seines Herrn und Meisters.

Auch wenn er jetzt noch schrecklicher geworden war.

Noch viel schrecklicher.

Der arme, liebe Professor hatte sich nämlich auch verändert. Und er schien es noch gar nicht bemerkt zu haben… Oder nicht bemerken zu wollen, setzte er hinzu.

Sparks schüttelte den Kopf. Etwas war vorgefallen. Etwas, das alles verändert hatte: die ganze Situation, Parker, Howard – und den lieben Herrn Professor Larusius.

Nur er, Harry Sparks, war verschont geworden. Er war der Alte geblieben.

Wieder kicherte er.

Er fand das alles sehr amüsant.

***

Das kalte, elektrische Licht erlosch. Jetzt brannten nur noch die Fackeln. Ihr rötlicher Schein tauchte den Gewölberaum in gespenstisches Licht. Die nackten Körper der Mädchen wirkten wie mit rotem Wachs übergossen. Reglos lagen sie da; reglos – aber nicht tot. Die Apparaturen arbeiteten zuverlässig, davon hatte er sich soeben überzeugt.

Larusius' Mundwinkel zogen sich nach unten. Alles war bereit!

Das große Experiment konnte beginnen! Er war zufrieden.

Wie ein Feldherr vor der letzten großen Schlacht, so ließ er seinen Blick schweifen. Es war ein großes Gewölbe. Die Wände bestanden aus mächtigen Steinquadern. In den dunklen Ecken glitzerten Spinnennetze.

Im Zentrum, dort, wo auch die sieben Katafalke standen, waren moderne Apparaturen aufgebaut. Das Herz des Raumes. Jahre hatte er gebraucht, um sie wirkungsvoll entsprechend seinen Vorstellungen einsetzen zu können. Jetzt war es soweit. Moderne Wissenschaft

würde sich mit düsterer Magie vereinigen. Und das Ergebnis…
CORFUUR!
Ein künstlicher Dämon!
Ein Dämon, geschaffen von Menschenhand! Geschaffen von ihm, – Larusius!
Ein kühler Luftzug ließ die Flammen der Fackeln auflodern.
Larusius lachte dämonisch. Dann sah er, daß sich eines der Mädchen bewegte. Er brach ab und schritt zu jenem Katafalk, auf dem die Unglückliche festgeschnallt war.
Forschend sah er in ihr starres, bleiches Gesicht. Sie nahm ihn nicht wahr. Mit routinierten Handbewegungen kontrollierte er die Apparatur. Der rasche Check war positiv. Gut. Die Sonden saßen fest an der Stirnpartie, die Gurte ebenfalls. Demzufolge konnte das Mädchen nicht in der Lage sein, Eigeninitiative zu entwickeln. Er mußte sich getäuscht haben.
Ja, ich habe mich getäuscht, sagte er sich, als er jetzt wieder in das Gesicht des Mädchens sah. Kein Muskel zuckte darin.
»Bald wirst du deiner Bestimmung zugeführt, meine Kleine«, flüsterte er mit kaum verhohlener Vorfreude. »Du wirst in CORFUUR aufgehen, du wirst ein Teil CORFUURS sein. Ein Dämon. Ein künstlicher Dämon, geschaffen aus der Lebensenergie sterblicher Wesen! – Das wird der Höhepunkt meines Schaffens sein! Jene Tat, die mich unsterblich machen wird!«
Larusius berauschte sich regelrecht an seinen Worten. Dann gewahrte er das Raunen in seinem Kopf.
Seit einigen Stunden schon war es vorhanden, aber er hatte es immer wieder geschafft, es nicht zu beachten.
Aber jetzt…
Es war stärker geworden.
Jemand – etwas – wollte zu ihm reden!
Larusius zuckte leicht zusammen. Unvermittelt wandte er sich ab und durchmaß das Gewölbe. Er verließ es durch die rückwärtige Stahltür und eilte durch die Korridore und die steile Treppe hinauf, die aus der unterirdischen Anlage in den Keller der Villa emporführte.
Als er endlich in seinem Arbeitszimmer ankam, schnappte er nach Luft. Der Kropf, dachte er. Irgendwann werde ich daran ersticken…
Der rasche Lauf und die Aufregung taten ein übriges.
Larusius ließ sich in seinen Ledersessel fallen und bemühte sich, ruhiger zu werden.
Zufällig fiel sein Blick in den Spiegel, mit dem wuchtigen Barockrahmen.
Larusius prallte zurück. Ein entgeisterter Laut kam über seine Lippen.
Sein Gesicht! Was war nur mit seinem Gesicht geschehen?
Mit bebenden Fingern tastete er über die Wucherungen – und dann

tiefer, an seinen Kropf. Er hatte sich in eine schwarze, schorfige, zuckende Masse verwandelt.

Warum erschrickst du, Larusius? fragte die Stimme in seinem Kopf amüsiert. Jetzt bin ich bei dir, eins mit dir. Ein Teil meines Ichs gelangte aus der Sphäre des Wahnsinns in deine Welt hinüber. Das verdanke ich dir. Was also liegt näher, als mich mit dir zu vereinen?

Ich bin dir dankbar, Larusius, sehr dankbar.

Wer – wer bist du? dachte Larusius, der seine kühle Überlegung schon wiedererlangt hatte.

Ach ja, ich hatte vergessen, daß du das nicht weißt. Du hast mir geholfen, ohne von meiner Existenz zu wissen… Nichtsdestotrotz bin ich dir dankbar. Ich bin Ghulghanaar. Ghulghanaar, der Dämon.

Und ich werde dir bei deinem großen Projekt behilflich sein, Larusius. Deine sterblichen Gehilfen habe ich zu kraftvollen Wesen gemacht, so daß sie dir zur Hand gehen können. Und dich… Dich werde ich zu meinem Ebenbild machen … Du bist ich – und ich bin du …

Larusius dachte darüber nach. Der Schrecken wütete in ihm, aber es war nicht so schlimm, wie es hätte sein müssen…

Larusius' Überlegungen konnten nur zugunsten des Dämons ausfallen. Schon längst hatte er seinen freien Willen verloren. Er war eine Marionette. Ein Spielzeug Ghulghanaars. Nur wußte er das nicht. – Und selbst, wenn er es gewußt hätte – er hätte nichts mehr daran ändern können. Ghulghanaar war zu stark.

Du wirst es tun, Larusius, meldete sich Ghulghanaar wieder zu Wort. Du wirst CORFUUR Leben einhauchen. Und du wirst mich befreien. Endgültig… Ich werde endlich frei sein … Frei!

»Natürlich werde ich es tun!« versetzte Larusius hastig. »Aber zuvor… Es muß noch einiges getan werden. Ich muß mit meinem Geschäftspartner reden, ihm mitteilen, daß …«

Ich weiß, erklärte Ghulghanaar. Und außerdem brauchst du Geld.

Geld für die Weiterführung deiner schwarzen Forschungen. Du wirst dir das Leben der Wissenschaftler gut bezahlen lassen…

»Woher weißt du das?« fragte Larusius lahm.

Ich weiß alles, Larusius. Alles, was in deinem Kopf vorgeht… kam es spöttisch zurück.

Ghulghanaar lachte. Dann fuhr er fort: Du sollst deinen Willen haben. Alles wird' so geschehen, wie du es willst. Es ist immerhin auch dein Spiel. Du sollst nicht sagen können, ich sei undankbar…

Sekundenlang ließ der dämonische Einfluß nach. Jäh spürte Larusius Angst in sich aufwallen. Spitze Zähne schienen sich in sein Herz zu bohren… Aber dann war es auch schon wieder vorbei. Er ergab sich in sein Schicksal. Ghulghanaars Kontrolle über seinen Körper und seinen Geist war wieder vollkommen.

***

Sie fühlte kalten Stein unter ihrem Körper.

Von einem Augenblick auf den anderen war Damona wieder hellwach. Sie hatte einen schlechten, modrigen Geschmack im Mund.

Schwerfällig richtete sie sich in eine halb sitzende Stellung auf und stellte fest, daß sie sich in einem düsteren, engen Gewölbe befand.

Die Mauern waren verwittert, porös, hier und da mit naß schillerndem Moos und Flechten bewachsen. Die Decke wölbte sich höchstens eineinhalb Meter über ihr.

Damona atmete mit offenem Mund. Die Luft roch faulig, verbraucht.

Ihre Nerven und Muskeln waren angespannt, verkrampft. Sie merkte, daß sie zitterte. Angst? – Platzangst? Oder war das die natürliche Reaktion ihres Körpers auf all die Anstrengungen, die sie ihm in den letzten Stunden zugemutet hatte?

Vermutlich traf alles zu.

Neben ihr flackerte eine Kerze. Das winzige Flämmchen vermochte die Dunkelheit nicht zurückzudrängen. Damona starrte darauf, sah zu, wie das schwarze Wachs auf den feuchten Boden hinabtropfte. Wann würde diese Flamme verlöschen? Lange konnte es nicht mehr dauern. Die Kerze war nur mehr knapp zehn Zentimeter groß.

Ein Fiepen.

Ratten!

Damonas Herz trommelte im schmerzhaften Rhythmus gegen ihre Rippen. Ihre Handflächen waren feucht geworden.

Normalerweise ließ sie sich nicht so leicht beeindrucken – oder gar Angst einjagen. Aber hier unten, in diesem beengenden Gefängnis, da war alles anders… Dazu kam die Ungewißheit … Die Stille …

Die Einsamkeit…

Lautlos und unauffällig wie Nebel kam die Angst…

Sie mußte sich beschäftigen, irgend etwas tun! Damona schloß die Augen, ganz kurz nur, dann öffnete sie sie wieder. Sie taumelte hoch. Sie konnte nur vornübergebeugt stehen. Der Boden unter ihren Füßen schien sich zu heben und zu senken – wie die Brust eines lebenden Wesens.

Mit einem verzweifelten Krächzen stützte sie sich an der feuchtkalten Wand ab. Das Schwindelgefühl ließ nach.

Unheimlich schwach war sie. Ihre Knie zitterten, waren kaum in der Lage, sie zu tragen.

Sie war gefangen.

Wie ein naives, kleines Mädchen war sie in Ghulghanaars Falle getappt. Oh ja, es war eine Falle gewesen, dessen war sie sich ganz sicher. Ihr Sieg über die veränderte Frances Golowin hatte lediglich zu Ghulghanaars Theater gehört. So hatte er sie in einer trügerischen Sicherheit gewiegt. Und dann…

Die Para-Spur, die so deutlich und klar von ihren PSI-Sinnen gespürt worden war, die sie per Teleportation verfolgt hatte… Ein Köder, nichts anderes. Sogar die Teleportation selbst mußte Ghulghanaars Werk gewesen sein. Er hatte ihr geholfen, dafür gesorgt, daß sie wohlbehalten in jener Hotelhalle ankam. Nur so war zu erklären, warum sie ihre Fähigkeit bewußt hatte einsetzen können.

Irgendwo in ihrem engen, niederen Verließ tropfte Wasser von der Decke. Das plätschernde Geräusch nervte Damona. Der Modergeruch schien immer schlimmer zu werden. Betäubend legte er sich in ihre Nase.

Mit ausgestreckten Händen begann sie, ihr Gefängnis zu erkunden. Etwas anderes konnte sie jetzt ohnehin nicht tun.

Der Raum maß vier auf drei Schritte. Am oberen Kopfende, dort, wo sie erwacht war, gab es ein Reisigbündel, darauf einige Strohsäcke. Alles war feucht, modrig.

Eine Tür war nirgends auszumachen. Überall nur diese Steinquader, die sich nahezu fugenlos aneinanderreihten. Man wollte sie zermürben.

In einer Reflexbewegung tastete ihre Hand hoch, an jene Stelle über ihre Brust, an der sie den Hexenstein wußte.

Der Stein war – verschwunden!

Ein Stöhnen entrang sich ihrem Mund. »Nein!« hauchte sie verzweifelt.

Siehst du endlich ein, daß du dich überschätzt hast, elende Sterbliche! hechelte da Ghulghanaars Stimme in ihr. Sein Hohngelächter prasselte auf sie ein. Jetzt bist du in meiner Gewalt! Hilflos. Waffenlos! Allein! – Du wirst mir nicht mehr in die Quere kommen… Und dein Freund, dieser Mike Hunter … Nun, ich bin bereit. Ich erwarte ihn …

Damona blockte ab, so gut es ihr möglich war in ihrer momentanen Verfassung. Die körperlose Wesenheit vermochte sie damit allerdings nicht zu beeindrucken. Ghulghanaar war sich seiner Stärke – und ihrer Erschöpfung bewußt. Er genoß seine Überlegenheit.

Wieder polterte sein telepathisches Lachen.

Ich werde zurückkehren. Nichts hält mich mehr auf. Ein Teil meiner Selbst befindet sich bereits materiell auf eurem Planeten… Ich werde nachfolgen, sehr, sehr bald. Und dieses Mal werde ich mich nicht des Körpers eines unbedeutenden kleinen Sterblichen bedienen, den ich verändere. Nein, ich werde als Ghulghanaar kommen.

Als Ghulghanaar, der Mächtige.

Warum sagst du mir das? fragte Damona trotzig. Schweiß tropfte in ihre Augen, brannte salzig nach.

Warum? Du kennst doch einen Großteil meines Planes bereits. Ich gewähre dir doch Einblick – um dich zu ködern. Und jetzt sollst du

wissen, was geschieht…

»Du wirst nicht siegen, Ghulghanaar«, versetzte sie halblaut. »Niemals! Das Gute ist…«

Er unterbrach sie. Geschwätz. Nichts als Geschwätz! Die Tage der Sterblichen sind gezählt! Ebenso jene der Schwarzen Familie. Ich werde herrschen – herrschen über Menschen und Dämonen und niedere Geister! Über all jene, die meine Feinde waren – und sind!

Und der Wahnsinn des Dämons strahlte auf wie ein parapsychisches Leuchtfeuer, drang in Damona ein, wütete in ihr wie eine Horde Poltergeister…

Mit schmerzverzerrtem Gesicht sank sie auf das primitive Lager.

Das Flüstern und Raunen und Kichern in ihrem Kopf schwoll zu einem mächtigen Tohuwabohu an. Sie könnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. In ihren Ohren dröhnte es. Das Blut pochte wild und kochend in ihren Schläfen.

Du bist schwach, Damona King. Lange hältst du nicht durch…

Bald bricht deine letzte Gegenwehr zusammen… Und dann – dann wirst du mein sein. Großes habe ich mit dir vor, unselige Hexe!

Damona schwieg verbissen. Ihre Zähne gruben sich in ihre Unterlippe. Die PSI-Konzentration raubte ihr fast den Atem. Ich darf nicht – nachlassen! Nicht… aufgeben! hämmerte sie sich ein. Er wartet nur darauf!

Du wirst immer schwächer, immer schwächer, sagte Ghulghanaar genüßlich.

Und er sagte die Wahrheit. Damonas Kräfte schwanden rapide. Sie war immer noch viel zu erschöpft, um diesen fürchterlichen geistigen Kampf bestehen zu können.

Und der Wahnsinn des Dämons lockte. Gib dich hin… Warum wehrst du dich …? Ich bin dein Freund …

Damona zitterte wie im Fieber. Aber noch – noch! – hielt sie stand.

Auch ohne den Talisman war sie stark…

Gleichsam jedoch spürte sie den Triumph des wahnsinnigen Dämons, und eisige Furcht vor dem, was nach ihrer endgültigen Niederlage kommen würde, schnürte ihr die Kehle zu…

***

Gleich explodierte er, dachte Mike unbehaglich.

Murray rammte den Stuhl zurück und sprang auf. »Reizend!« knurrte er. »Wirklich, ganz reizend! Ich frage mich jetzt schon geraume Zeit, für wie dumm du mich wohl hältst. So langsam steige ich dahinter… Himmel, ich habe einen langen Geduldsfaden, aber jetzt ist Schluß! Entweder höre ich jetzt von dir, was in Frances Golowins Wohnung wirklich passiert ist, oder ich vergesse, daß wir Freunde sind! Du kannst mir doch nicht weismachen, daß du von nichts eine Ahnung

hast! Die Küche – ein Trümmerhaufen. Die Leiche der Golowin verschwunden. Und Damona auch. – Und du hast keine Ahnung! Daß ich nicht lache!«

»Schrei nicht so«, sagte Mike.

»Ich schreie nicht!« brüllte Murray zurück. Sein Gesicht nahm die Farbe einer überreifen Tomate an. »Da oben ist etwas passiert, etwas, das nicht mit rechten Dingen zuging. Und du weißt verdammt genau was. Also. Ich höre.«

Murray setzte sich schnaufend wieder hin.

Mike starrte auf seine Finger. Die Zeit brannte ihm unter den Nägeln. Unaufhaltsam rückten die Zeiger der großen Uhr, die in Murrays Büro hing, voran…

Mike beschloß, die Sache zu einem Ende zu bringen. Er konnte mit Ben Murray nicht mehr länger Katz und Maus spielen.

Seit Damonas Verschwinden waren dreiundsechzig Minuten verstrichen. Dreiundsechzig endlos lange Minuten. Auf der Fahrt zum neuen Yard-Gebäude hatte er die Sekunden gezählt. Aber Murray war unerbittlich gewesen. Er hatte darauf bestanden, daß er mitkam und hier seine Fragen beantwortete. Fragen, die er nicht beantworten konnte. Und jetzt saßen sie sich in dem Dienstzimmer, in dem es nach Schweiß und Murrays Zigarren roch, gegenüber – wie zwei Feinde.

Die ganze Situation ging Mike an die Nieren. Er war nervös und konnte das kaum mehr übertünchen.

»Ich kann dir nur sagen, daß…«

Murray wischte seine Worte beiseite. »Du bist ein undurchsichtiger Bursche geworden, Mike«, erklärte er nachdenklich. »Seit du mit Damona zusammen bist, hast du dich verändert. Dabei sollte man doch annehmen, daß so ein Prachtgirl einen guten Einfluß auf dich ausübt.« Er schüttelte den Schädel. »Okay, Schwamm drüber. Ich will dich nicht mehr länger aufhalten. Und ich habe die Nase voll von diesem doofen Frage- und Antwortspiel, das doch nichts bringt.«

Er bückte sich und nahm eine Whiskyflasche aus der untersten Schreibtischschublade.

Mike horchte noch immer den Worten seines Freundes nach. Wie recht er doch hat, sinnierte er. Ja, seit er Damona kannte, war er ein anderer Mensch geworden. Ein Mensch, der um die Gefahren wußte, die der Menschheit von den Angehörigen der Schwarzen Familie, des Dämonenreiches drohten…

Irgendwann würde er Murray das sagen. Irgendwann – nicht jetzt.

Jetzt mußte er handeln. Und um handeln zu können, mußte er beweglich sein. Das wiederum war er nur, wenn er keinen Inspektor Ben Murray im Schlepptau mit sich führen mußte.

Vielleicht hatte Murray das irgendwie erraten. Manchmal konnte er so einfühlsam sein wie die Chefin eines Eheanbahnungsinstituts.

»Willst du auch einen?« brummte der Inspektor und deutete auf die Whiskyflasche und die beiden Gläser, die er danebengestellt hatte.

Mike nickte.

Murray schenkte voll und schob ein Glas zu Mike hinüber.

Schweigend tranken sie.

Als Mike sein Glas zurückstellte, bemerkte er, daß Murray ihn nachdenklich musterte. Jetzt blickte er schnell weg.

»Auf was wartest du noch, Mister Manager?« fragte er schroff.

»Ich dachte, du hast es so eilig.«

Mike stellte keine Fragen mehr. Er stand auf und ging zur Tür.

»Danke«, sagte er nur. Dann war er draußen, im Korridor.

Während er ins Erdgeschoß hinunterfuhr, mahlten seine Gedanken. Ein Wunder, dachte er sarkastisch. Jetzt muß ein Wunder geschehen.

***

Mike verließ das neue Yard-Gebäude, das den legendären, backsteinroten Bau nahe der Themse abgelöst hatte, und trat in die Kälte hinaus, die sich wie eine überdimensionale Käseglocke über London gestülpt hatte. Große Schneeflocken wirbelten vom bleigrauen Himmel, es war schneidend kalt. Nur wenige Passanten waren zu Fuß unterwegs. Per Auto dafür um so mehr.

Langsam wälzten sich die Blechlawinen durch Londons Straßen.

Mike zurrte den Reißverschluß seiner schwarzen Pilotenjacke hoch und nahm den Kopf zwischen die Schultern. Sanft, weich senkten sich die weißen Flocken herunter, bildeten einen zuckergußartigen Belag auf Gehweg und Straße.

»Mistwetter«, schimpfte Mike halblaut.

Vorhin war er in Murrays Dienstwagen mit in die Victoria Street gefahren. Der Porsche stand nach wie vor in der Ingram Road, – und da stand er gut.

Ein Taxi war nirgends auszumachen.

Mikes Kiefermuskeln zuckten. Langsam aber sicher wurde er stinksauer. Mußte denn alles schiefgehen? Sämtliche miesen Geister hatten sich offenbar gegen ihn verschworen.

Und mit dieser Vermutung lag er gar nicht so falsch. Das Geschehen, von Larusius angezettelt und in Bewegung gebracht und von einem Dämon vorangetrieben, eskalierte. Die Mächte der Finsternis waren in Aufruhr…

Mike überquerte die Straße. Sein Ziel war eine Telefonzelle, knapp hundert Meter voraus. In dem heftiger werdenden Schneetreiben war sie kaum auszumachen.

Er würde sich von einem King-Angestellten abholen lassen.

Nach einen längeren Fußmarsch verspürte er absolut kein Bedürfnis, obwohl er gleichsam zugab, daß ihm die Kälte guttat.

Sein Kopf klärte sich.

Trotzdem kaute er immer noch an dem Problem herum, wie er Damonas augenblicklichen Aufenthaltsort ausfindig machen konnte.

Vanessa? fragte er sich. Sie wachte über ihre Tochter… Wenn es ihm gelang, sie zu beschwören …

Er verwarf den Gedanken wieder. Er war ein normaler Mensch, kein Magier. Daran änderte nicht einmal die Tatsache etwas, daß er momentan im Besitz eines magischen Talismans war. Der Hexenstein konnte ihm auch nicht helfen. Oder etwa doch?

Düster starrte er in das wirbelnde, trübe Grau. Zwei Meter vor ihm verlor sich eine enge Sackgasse nach links.

Und dort bemerkte er plötzlich eine huschende Bewegung. Ein klobiger Schädel wurde blitzartig zurückgezogen.

Er kniff die Augen zusammen und starrte genauer hin. Nichts.

Hatte er sich getäuscht? Nein, auf seine Augen konnte er sich verlassen.

Mit zwei schnellen Schritten war Mike an der Ecke.

Niemand war zu sehen.

Links und rechts wuchteten sich unschöne graubraune Mietsfassaden in den schneeverhangenen Himmel. Es stank nach Unrat. Weiter hinten waren einige Müllbehälter umgeworfen. Eine abgemagerte Katze trippelte miauend darum herum.

Mike wollte schon weitergehen, als er die Stimme vernahm.

»Hunter!«

Er zuckte zusammen, sah sich um. Nach wie vor war er allein.

»Irrtum! Du bist nicht allein! – Komm… komm weiter! Ich habe mit dir zu reden!« meldete sich die Stimme aus dem Nichts erneut.

Bosheit strahlte davon aus.

Mikes Rechte tastete an die Schulterhalfter. Er war kein Revolverheld, beileibe nicht, aber manchmal verlieh die Gewißheit, nicht unbewaffnet zu sein, doch ein angenehmes Maß an Ruhe und Gelassenheit. Dieses Mal war das der Fall.

»Wenn du etwas von mir willst, dann mußt du dich schon sehen lassen«, sagte Mike angespannt. »Ich rede nicht gerne mit der Luft.«

Ein belustigtes Kichern.

Mike war, als griffen schleimige, klebrige Hände nach ihm – um ihn vorwärtszuziehen. Ohne dies zu wollen, ging er in die Sackgasse hinein. Der Schnee fiel immer dichter. Wie ein Vorhang schwebten die Flocken hinter ihm herunter, während vor ihm die Sicht einigermaßen klar blieb.

Unvermittelt wogte ein rotes Glühen vor ihm vom Boden empor, breitete sich aus.

Der Hexenstein in Mikes Hosentasche erwärmte sich. Die Linke umkrampfte den Talisman. Hitzewellen waberten davon aus,

prickelten durch die Hand, den Arm empor – und pflanzten sich durch den Körper fort.

Schwarze Magie!

Das rote Glühen brach auseinander – wirbelnde Feuerlinien formten sich zu einem Körper. Eine gedrungene Gestalt entstand. Und dann stand ein Mann unbestimmbaren Alters vor ihr. Er war klein, hager, mit spindeldürren Ärmchen. Das Gesicht war in seiner Form menschenähnlich – allerdings funkelte in der Stirn kalt und metallisch ein drittes Auge.

»Jetzt siehst du mich, Hunter. Genügt das?«

»Was soll der Hokuspokus?«

»Das hört sich abfällig ah. Dabei bin ich, gekommen, um dir behilflich zu sein«, erwiderte der Unheimliche.

»Seit wann hilft ein Dämon einem Sterblichen?« versetzte Mike kalt. »Du bist doch ein Dämon?«

»Natürlich«, gab der Kleine unumwunden zu. Der schmallippige Mund deutete ein Lächeln an. »Trotzdem – ich will dir helfen. Du bist in Sorge um deine Gefährtin – die Tochter der Hexe Vanessa… Du brauchst nichts zu sagen. Ich weiß, daß es so ist.«

Mike schwieg. Ein phantastischer Gedanke nahm Gestalt an. Der Dämon schien ihn wahrzunehmen, denn sein Lächeln verbreiterte sich. »Richtig, Hunter«, meinte er anzüglich. »Ich bin ein Gesandter Asmodis. Der Fürst der Finsternis weiß um deinen – um euren Kampf gegen Ghulghanaar, den Wahnsinnigen. Er ist zu einer Kooperation bereit…«

Mike nickte. »Natürlich ist er das. Und ich weiß auch, warum. Ihr fürchtet Ghulghanaar. Er ist wahnsinnig – und ausgerechnet Wahnsinn vertragt ihr nicht besonders gut.«

Seine Stimme klang belustigt, und insgeheim wunderte er sich darüber. Himmel, wo nahm er nur seine Gelassenheit und seinen Sarkasmus her?

Der Dämon sah in einer sehr menschlichen Geste auf seine Fingerspitzen. »Das ist richtig, Hunter. Ghulghanaar ist eine Gefahr – aber nicht nur für die Schwarzblütigen…«

»Also gut. Kommen wir zur Sache. Wo ist Damona?«

»Endlich bist du vernünftig geworden«, lobte der Dämon sichtlich zufrieden.

»Wenn du nicht endlich dein Maul aufmachst, dann vergesse ich das sofort wieder – und außerdem auch meine gute Kinderstube. Ich werde…«

Der Dämon lachte keckernd. Seine Physiognomie verschwamm.

»Selbst wenn du das ernst meinen würdest – du kannst mir nichts anhaben, Hunter… Aber lassen wir das. Ich will deine Unverschämtheit nicht gehört haben. Die Situation ist viel zu brisant,

um kleinlich zu sein. Du sollst wissen, wo deine Gefährtin gefangengehalten wird …«

Ein violetter Kugelblitz zuckte auf – und sickerte in seinen Kopf hinein.

Mike sah…

Ein enges Verließ… Damona – am Ende ihrer Kraft …

Die Szenerie wechselte abrupt.

Jetzt tauchte eine Villa auf, groß, wuchtig, drohend. Er schien sie aus immer größerer Höhe zu sehen, sah, daß sie in einer einsamen Moorgegend stand… Ein Dorf, weit entfernt …

»Candelan«, brach die Stimme des Dämons in seine aufgewühlten Gedanken. »Begib dich nach Candelan. Verliere keine Zeit… Suche die Villa im Moor. Larusius' Villa …«

Tief atmete Mike durch und riß seine Augen wieder auf. Er war allein.

Der Dämon war verschwunden.

Aber wenn er seine Augen schloß, dann glaubte er immer noch, Damona vor sich zu sehen. Sie war gefangen, Ende. Verloren, wenn er sich nicht ganz verdammt beeilte…

Aber vielleicht war es eine Falle?

Konnte man einem Dämon trauen?

Vielleicht – aber nur in diesem ganz speziellen Fall.

Die Schwarze Familie fürchtete Ghulghanaars wahnsinnige Ausstrahlung…

Er dachte nicht mehr länger nach. Die Benommenheit fiel von ihm ab. Er rannte los, wie von tausend Teufeln gehetzt. Drei Minuten später stand er in der Telefonzelle und wählte. Eine weitere Minute verging, bis er Guy Smith an der Strippe hatte. Guy war Pilot und stand im Sold von King. Ein zuverlässiger Mann.

»Smith«, meldete er sich endlich.

»Hunter hier. Guy, ich brauche Sie, und zwar schnellstens«, sagte Mike hastig. »In sieben Minuten holen Sie mich mit einem vollgetankten Hubschrauber im St. James Park ab. Birdcage Walk. Alles klar?«

»Ja, Sir, – aber…«

»Kein Aber. Es geht um Sekunden – und Leben und Tod. Los, Mann…«

Mike legte auf, zwängte sich aus der Zelle und sprintete los. Hinter ihm schepperte die Glastür der Zelle zu.

Der St. James Park war nicht weit entfernt. Mike erreichte ihn in Rekordzeit.

»Er hat angebissen«, stellte Asmodis zufrieden fest und wandte sich wieder an die um ihn versammelten Oberhäupter der Schwarzen Familie. Hinter ihm erlosch die Vision, über die sie Hunters

Zusammentreffen mit ihrem Gesandten beobachtet hatten.
»Es gefällt mir nicht, daß wir uns mit diesem Bastard einlassen müssen!« murrte ein hochgewachsener Dämon ärgerlich. Das Zyklopenauge in seinem grobflächigen, grüngeschuppten Gesicht glomm zornig auf, seine Krallenhände bewegten sich nervös.
Die anderen Dämonen verhielten sich still.
Asmodis richtete sich auf. Sein schwarzer Titanenkörper wurde von einer unheimlichen Strahlung umhüllt, einer Strahlung, die noch schwärzer als schwarz zu sein schien. Der Pferdefuß des Fürsten der Finsternis scharrte über den felsigen Boden.
»Ghulghanaar ist eine Bedrohung für die ganze Familie, vergiß das nicht«, erwiderte er endlich, unnatürlich ruhig. »Wir könnten uns ihm entgegenstellen. Vielleicht sogar siegen. Zugleich müßten wir entsetzliche Verluste hinnehmen. Seine Ausdünstung… Ghulghanaar ist nicht nur wahnsinnig – er ist der Herr des Wahnsinns, – und er ist mächtig.«
»Bisher war die Familie noch immer imstande, ihre Probleme allein zu beseitigen…«, beharrte der Grüngeschuppte.
Asmodis stieß ein gefährliches Fauchen aus. Die breiten Nüstern in seinem ansonsten überirdisch schönen Gesicht blähten sich auf.
»Wirfst du mir Schwäche vor, Gorgol?«
»Das nicht, Herr. Aber ich…«
»Schweig! Wenn du unzufrieden bist, so fordere mich heraus… Aber verschone uns mit deinem Gewimmer! Wir haben abgestimmt und beschlossen. Das Wort des Tribunals ist entscheidend. Außerdem …« Asmodis lächelte sanft. »Außerdem – warum sollen wir unsere Gegner nicht gegeneinander ausspielen? Sie werden sich gegenseitig vernichten, während wir uns um Larusius Helfershelfer kümmern. Die Haggetts stehen nicht unter Ghulghanaars Schutz …«
Die Versammelten murmelten zustimmend.
Ccirveel, ein mächtiger Dämon aus Island, sah Gorgol an.
»Der Fürst hat recht… Sieh das ein!«
Gorgol entspannte sich. »Ich sehe es ein. Verzeih, Fürst«, bat er unterwürfig. »Jetzt verstehe ich. – Verzeih, daß ich an dir und deinen Fähigkeiten gezweifelt habe. Es wird nicht mehr vorkommen.«
Asmodis lachte höhnisch. »Ich bin euer Herr und Führer. Vergeßt das niemals…«
»Du bist unser Führer«, bekräftigten die Dämonen ehrfurchtsvoll.
Der Fürst der Finsternis nickte zufrieden. Das ihn umflirrende Schwarz glitzerte und gleißte, züngelte an seinem gewaltigen Körper hoch und verwischte die Konturen.
Asmodis verschwand in einer blutroten Stichflamme.
Die anderen Dämonen zogen sich ebenfalls zurück.

***

»Ein Skandal!« sagte Elisa Haggett entrüstet und sah von der Zeitschrift auf. »Hast du das gelesen, Liebling? Prinzessin Margaret hat sich von ihrem jungen Liebhaber, diesem Roddy Llewellyn, ins Royal Opera House begleiten lassen! Stell dir nur vor…«

»Halt endlich die Klappe!« brauste Sir Rider Howard Haggett unwirsch auf. Seine Rechte donnerte auf die Tischplatte. Das wertvolle Porzellan klirrte und schepperte. »Diese verdammten Klatschgeschichten interessieren mich einen Dreck! Ich habe andere Probleme! Raus! Verschwinde!«

Elisa Haggett preßte die Lippen aufeinander und erhob sich. Mit einem trockenen Aufschluchzen verließ sie den großen Salon.

Sir Rider Howard Haggett brummte etwas Unverständliches. Er war ein klotziger Mann, siebenundfünfzig Jahre alt, trotzdem noch überaus vital. Sein Alter sah ihm niemand an. Das Haar war immer noch voll und tiefschwarz, und er trug es in der Mitte gescheitelt und eng an den kantigen Schädel gebürstet. Sein Gesicht war hart.

Die Augen blickten kalt, abschätzend, überheblich. Haggett senior war der typische Ellbogenmann. Er hatte sich hochgearbeitet, eisern, ohne Rücksicht auf Verluste. Heute war er der Boß eines Wirtschaftsimperiums.

Steven Haggett, sein Sohn, feixte. Er stand seinem alten Herrn in nichts nach.

»Du bist unausstehlich, Dad«, meinte er belustigt.

»Na und?« schnauzte Haggett senior. »Habe ich etwa keinen Grund dazu? Larusius hat seit Tagen nichts mehr von sich hören lassen! Ich frage mich…« Er brach ab und schüttelte den Kopf.

Ein dumpfes Gefühl von Angst durchzog ihn. Aber Angst – das war Unsinn. Ebenso wie Gefühle: Beides hatte er sich noch nie geleistet. Was zählte, war Geld – Geld und Macht. Beides hatte er. Und beides gedachte er zu mehren. Das Wie war nebensächlich.

Steven räusperte sich und tupfte seinen weichen, weiblichen Mund mit einem weißen Seidentuch ab. »Du weißt doch, daß Meriam das letzte Girl war, das ihm noch in seiner Sammlung gefehlt hat, Dad«, sagte der junge, gutaussehende Mann. »Er wird sich in seine Arbeit gestürzt haben. Kein Wunder. Schließlich hat es Jahre gedauert, bis es soweit war.«

»Trotzdem«, versetzte der alte Haggett und erhob sich. Unruhig, wie ein Tiger im Käfig, ging er auf und ab, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

Steven lehnte sich zurück.

»Warum hast du ihm eigentlich geholfen? – Du hast noch nie darüber gesprochen«, versuchte er abzulenken.

Haggett senior zuckte die Schultern. »Sein Vorhaben hat mich fasziniert. Von Anfang an. Denk nur an die phantastischen

Möglichkeiten, die ein gehorsamer Dämon mit sich bringt…«
Steven schmunzelte wissend. »Ich dachte es mir. Der gute Dad – stets auf seinen Vorteil bedacht. Vorausgesetzt, Larusius' Experiment gelingt tatsächlich… Welchen deiner Konkurrenten wirst du zuerst von unserem unheimlichen neuen Verbündeten beseitigen lassen? – Diesen Tozzi von King? – Oder Samantha von Southern Electronics?«
Der alte Haggett winkte ab. »Später. Erst muß Larusius' Experiment gelingen.«
»Aber es wird gelingen. Die ersten Erfolge sind ja bereits verbucht. CORFUUR lebt.«
»Aber er ist noch zu schwach. Viel zu schwach.«
Er hustete und blieb an einem der hohen Fenster stehen. Gedankenverloren sah er in das Schneetreiben hinaus. Da war es wieder, dieses komische Gefühl… Wie ein Stich, der mitten durch sein Herz fuhr.
»Merkst du es auch, Steven?« hauchte er unvermittelt und drehte sich um. In dem Raum war es plötzlich merklich kühler geworden…
Steven sah seinen Vater erstaunt an. Er wußte um dessen Herzleiden, – aber daß er phantasierte, das war ihm neu. »Was hast du denn?«
Aber Sir Rider Howard Haggett war zur Salzsäule erstarrt. Sein Gesicht eine Maske des Grauens.
Und da sah Steven die Gestalten ebenfalls!
Aus dem Nichts heraus tauchten sie auf: Zahllose winzige Wesen, Kobolde mit schrecklich verzerrten, verzogenen Gliedmaßen und grauenvollen Gesichtern. Sie waren in zerlumpte, modrige Gewänder gehüllt. Mäuler öffneten sich und entblößten Vampirzähne.
Gelblicher Speichel tropfte auf die tonnenförmig vorgewölbten Brustkasten der Zwerge.
Steven stieß ein Röcheln aus. Er sprang auf. Der Stuhl polterte zu Boden. Die Zwerge kamen heran. Sie kreisten ihn und seinen Vater ein. Immer enger zog sich der Kreis… Schweigend ging alles vor sich. Das war das Schrecklichste.
»Dad!« keuchte Steven.
Aber sein Vater reagierte nicht. Mit geweiteten Augen starrte er auf die Wesen.
»Dämonen!« flüsterte er. »Es sind echte Dämonen… Aber ich dachte immer … Die gibt es doch nicht! Aber sie sind da – sie sind gekommen …«
Mit einer krampfartigen Bewegung ruckte seine rechte Hand hoch, an sein Herz. Seine Augen verdrehten sich. Er torkelte, dann fiel er zu Boden. Reglos blieb er liegen.
Die Unheimlichen kicherten.
»Er ist uns entkommen… Jetzt bist du ganz allein, Steven Haggett! Und ganz allein – so sollst du sterben … Asmodis hat es befohlen …

Asmodis, der Fürst der Schwarzen Familie der Dämonen!«

»Aber warum? Warum?« kreischte Steven.

Er wich zurück.

Ein stechender Schmerz ließ ihn herumwirbeln. Dicht hinter ihm standen die Kobolde ebenfalls. Krallenfinger hoben sich drohend.

»Du stehst auf der falschen Seite«, wisperten die Kobolde. Die wiegenden Leiber kamen näher.

»Ich habe nichts getan!« wimmerte Steven. Gleichsam aber begriff er. Er hatte sich mit dem Bösen eingelassen… Wer mit dem Schwert lebt, wird durch das Schwert sterben! Wie treffend dieser Spruch doch war. Mit dem Grauen machte man keine Geschäfte!

Angst krampfte sein Herz zusammen.

So mußte es auch Meriam ergangen sein, dachte er. Meriam, das Mädchen, das er dem grausigen Vorhaben eines besessenen Professors geopfert hatte.

Dann waren die schrecklichen Gestalten heran. Kreischend und johlend und jauchzend und kichernd fielen sie über ihn her. Steven ging zu Boden. Schwer krachte er hin. Feuerlohen senkten sich vor seine Augen. Verkrüppelte Körper warfen sich auf ihn und erstickten seine ohnehin schwache Gegenwehr.

Das Gekreische überschlug sich, hallte wie Donner, wie Meeresbrandung in seinen Ohren wider. Verzerrte Gesichter wirbelten über ihn. Aufgerissene Münder senkten sich herab, schnappten zu.

Steven Haggetts Herzschlag setzte aus.

Für immer.

Und noch während sein Bewußtsein zerfaserte, glaubte er, das markerschütternde Freudengeheul der kleinen Dämonen zu hören.

***

Terror!

Chaos!

Einem eisigen Sturmwind gleich peitschten die höllischen Gewalten des Wahnsinns in ihr Gehirn und marterten ihr Ich. Eine tausendköpfige Hydra schien in ihr zu kreischen und zu toben. Immer weiter fraß sich der Wahnsinn Ghulghanaars in ihren Gehirnwindungen voran.

Wie lange mochte dieser Kampf schon andauern? – Minuten?

Stunden? Ewigkeiten?

Damona konnte es nicht einmal erahnen. Ihr Zeitgefühl hatte sie schon lange eingebüßt. Hier unten gab es keine Zeit.

Nur die Gewißheit, daß sie verloren war.

Nicht jetzt gleich. Nein, noch konnte sie Ghulghanaar trotzen.

Noch hielt ihre geistige Barriere stand. Aber sie war porös geworden. Sie bröckelte ab – wie Sand in der gischtenden Brandung.

Es konnte nicht mehr lange dauern.
Damona stellte es ohne Bitterkeit fest. Sie hatte versprochen, das Böse zu bekämpfen. Als sie dieses Versprechen gegeben hatte, hatte sie gewußt, daß sie irgendwann einmal verlieren mußte. Das hatte sie in Kauf genommen.
Wieder wogten die feurigen Wogen des Wahnsinns heran, lockten, wisperten, schmeichelten.
Wieder glitten sie ab.
»Bald, Elende, bald…«, kicherte Ghulghanaar.
Und dann geschah etwas, womit sie nicht gerechnet hatte. Das Tasten, das Zerren, Drängen, Wispern, Raunen, Kichern – zog sich zurück, verklang, wurde schwächer!
Etwas zerriß…
Der unmittelbare Einfluß des wahnsinnigen Dämons existierte nicht mehr!
Die Leere, die mit einem Mal in ihr herrschte, brachte Damona endgültig an den Rand eines Zusammenbruchs. Die Stille erschien ihr wie das Dröhnen eines riesigen Gongs. Tränen stiegen in ihre Augen. Sie zitterte. Ihre Zähne schlugen aufeinander.
Ihre dunklen Augen waren weit aufgerissen, ihr Blick flackerte.
Tief lagen sie in den Höhlen, dunkle Schatten umgaben sie. Grau, wächsern spannte sich ihre Haut über die Wangenknochen.
Wie ein körperliches Gewicht lastete die Stille in dem engen, muffigen Verließ.
Dann, wie es Damona vorkommen wollte, nach Stunden, war sie endlich wieder in der Lage, zu denken. Begreifen tröpfelte in ihr Bewußtsein. Sie war gerettet. – Wenigstens für den Augenblick. Sie konnte Kräfte sammeln.
Mühsam schluckte sie den Brechreiz hinunter und schniefte. Fragen tauchten aus der unergründlichen Tiefe ihres Ichs auf. Was mochte Ghulghanaar veranlaßt haben, sich zurückzuziehen?
Aus Frances Golowins Erinnerung hatte sie entnehmen können, daß Ghulghanaar in jenem Augenblick von der Wahnsinnssphäre zur Erde überwechseln würde, wenn Larusius seinen künstlichen Dämon CORFUUR mit der Lebensenergie der sieben gefangenen Mädchen speiste.

***

Eine steile Falte stand auf Professor Larusius' Stirn. Gebannt starrte er sein Spiegelbild an. Das hatte er in den letzten Stunden immer öfter getan. Die schwarzen Wucherungen in seinem Gesicht und die unruhigen Nervenfäden, die vor allem in der Schläfengegend und an seinem Kropf gewachsen waren, Verursachten ihm Übelkeit.
Aber dieses Gefühl blieb stets in der Tiefe seines Bewußtseins haften.

Es tauchte nicht auf, quälte ihn nicht.

Was zögerst du? keifte Ghulghanaar in seinem Kopf. Fang endlich an! Du hast nicht mehr viel Zeit! Unsere Feinde erheben sich, formieren sich… Die Haggetts haben sie umgebracht. Jetzt wollen sie verhindern, daß du dein großes Werk vollbringst!

Honigsüß klang die Gedankenstimme des Dämons – gleichsam aber wirkte sie auf den Besessenen zwingend, drängend. Er mußte handeln, ob er wollte oder nicht.

»Ich – ich habe Angst«, murmelte Larusius unvermittelt. »Angst davor, daß es fehlschlagen könnte.«

Es wird nicht fehlschlagen! Ich bin bei dir! Ich bin mächtig!

»Ja«, erwiderte Larusius tonlos.

Er wandte sich vom Spiegel ab. Parkers und Howards Blicke hingen an ihm. Harry Sparks lächelte. Warum lächelte er? Er würde ihn maßregeln müssen!

»Wir beginnen«, sagte der Professor.

Gleichzeitig zog sich Ghulghanaar von jenen Zentren seines Gehirns zurück, auf die Larusius zurückgreifen können mußte, sollte das Experiment positiv verlaufen.

Larusius trat an die, Zinkwanne, die durch unzählige Kabelstränge mit dem Umwandler verbunden war.

Dunkel schillerte jene Masse darin, die CORFUURS Basissubstanz darstellte. Larusius hatte sie aus Blut, Kräutern und Lehm geschaffen. Die Formeln für den magischen Verschmelzungsprozeß hatte er den verbotenen alten Schriften des Horgawerth entnommen.

Die Substanz lebte.

Aber es war ein schwaches Leben, viel zu schwach, um auf Dauer unabhängig existieren und bestehen zu können.

Larusius nervige Hand legte sich auf den Schalthebel.

Noch einmal zögerte er kaum merklich. Dabei gab es eigentlich keinen Grund dafür. Alles war bereit: Der Umwandler, der die Lebensenergie der Mädchen in den breiigen Körper CORFUURS transferieren würde. Die Mädchen… Seine Gehilfen …

Kurz nur dachte Larusius an die Konsequenzen. Aber Ghulghanaar blockte diese Überlegung ab.

Los! befahl er ungeduldig.

Und Larusius legte den Schalthebel um. Mit einem metallischen Knirschen rastete er ein. Die Entscheidung war gefallen! Jetzt gab es kein Zurück mehr!

Der Umwandler erwachte zum Leben. Knisterndes Prasseln war zu hören. Irgendwo wummerte ein Generator.

Larusius nahm das verbotene Buch an sich, und begann, die für den Entstehungsprozeß notwendigen schwarzmagischen Sprüche und Formeln zu rezitieren. Monoton kamen die fremdartigen Worte über

seine Lippen.
Stoßweise atmete der Professor. Eine eiserne Klammer schien sich um seinen Brustkorb zu legen und ihn zusammenzudrücken. Erregung pulste in ihm.
Die Flüssigkeiten in den alchemistischen Behältnissen begannen zu brodeln. Dunkler Rauch stieg davon auf.
Der Umwandlerprozeß lief an.
In seinem Geist kicherte Ghulghanaar. Der Dämon sah sich am Ziel. Sein Plan war aufgegangen…

***

Ghulghanaars schwammiger Körper wabbelte und bebte in verzückter Erregung. Die Münder klappten auf und zu, kicherten, stießen gellende, weithin hallende Freudenschreie aus. Speichel troff zu Boden.
Es war soweit.
Die Stunde der Freiheit war gekommen!
Ghulghanaar sammelte erneut seine Energien, zog seine geistigen Fühler aus Larusius und Damona Kings Geist zurück. Um die beiden würde er sich später kümmern. Sie konnten ihm nicht entwischen. Jetzt brauchte er seine ganze Kraft.
Der ÜBERGANG stand bevor.
Er würde die Sphäre des Wahnsinns verlassen!
Endlich! Endlich! jauchzte er. Die Freude raubte ihm schier die Besinnung. Der Wahnsinn überschwemmte sekundenlang sein gesamtes Denken.
Er saugte die Energien auf, schlürfte sie in sich hinein. Ja, für ihn waren diese Energien bestimmt, – für ihn allein! Wie hatte Larusius nur glauben können, mit seinem technischen Krimskrams und seinem beschränkten schwarzen Wissen einen Dämon schaffen zu können? Dieser Narr!
Aber CORFUUR würde leben.
Und zwar deshalb, weil er, Ghulghanaar, ihm Leben einhauchte.
Schwarzmagisches Leben. Dämonisches Leben. Einen Teil von sich selbst. CORFUUR würde ein Teil Ghulghanaars sein, – aus gutem Grund.
Er wußte, daß die Schwarzblütigen bereits lauerten… Daß sie von seiner Ankunft wußten und zitterten und entschlossen waren, ihn zu vernichten. Sie waren seine Feinde, ebenso wie die Sterblichen seine Feinde waren. Aber auch sie würden ihm nichts anhaben können. CORFUUR würde sie auf eine falsche Fährte locken. Sein Plan war genial.
Höllisches Brausen erfüllte die Dimension des Wahnsinns. Donner tobte. Blitze spalteten das violette Firmament. Der Boden wölbte sich,

brach auf – und spie schleimige Lava aus.

Erneut brach das Chaos der Zerstörung herein. Gleichsam hüllte ein eigentümlich opalisierender Nebel Ghulghanaars Schreckenskörper ein. Der wahnsinnige Dämon gab den entscheidenden Impuls. Die Münder murmelten die uralten beschwörenden Formeln.

Der Körper begann zu glühen, wurde durchscheinend… Feuerkaskaden umloderten ihn … Schmerz wühlte in ihm …

Das Chaos in der Wahnsinnssphäre eskalierte.

Ghulghanaar wußte, was nun folgen mußte… Seine geballte Para-Kraft raste hinaus, orientierte sich … Fand die Erde … Den Gegenpol des Bösen – Larusius, der genau in diesem Moment ebenfalls die bösen Formeln murmelte!

Und Ghulghanaar verschwand.

Sein verhallendes Höllengelächter mischte sich mit dem Heulen, Kreischen, Fauchen, Toben der irrsinnigen Naturgewalten…

Ghulghanaar war entkommen.

Sein Gefängnis verging in einer gigantischen Feuerlohe.

***

Larusius hatte nur Augen für das, was in der Zinkwanne geschah.

Die unansehnliche, schwarze, breiige Masse begann sich zu bewegen, rhythmisch zu bewegen. Zuerst unmerklich, zögernd, dann heftiger. Anstelle der stinkenden Blasen stieg jetzt schwefelgelber Dampf auf. Dunkelrotes Leuchten zitterte über der Masse.

Fasziniert starrte Larusius hinein. Wie in Trance murmelte er immer wieder die magischen Sprüche, die den Erstarkungsprozeß beschleunigten. Ghulghanaar hatte sie ihm gelehrt…

Larusius Lippen zuckten. Alles kam so, wie er sich das vorgestellt, erträumt hatte! Er konnte es noch immer nicht fassen, obwohl er es doch mit eigenen Augen sah! Sein großes Werk – es wurde Wirklichkeit! CORFUUR wurde von der Lebensenergie und den schwarzmagischen Sprüchen gespeist, und er erstarrte…

Sein Körper bildete sich, vervollkommnete sich mehr und mehr.

Die Hände eines unsichtbaren Künstlers schienen ihn zu modellieren…

Ein riesiger Körper: zwei Meter fünfzig groß, mit dunkelblauen, seidig schimmernden Chitin-Plättchen bewachsen, muskulös, gigantisch. Aus dem mächtigen Rumpf wuchsen vier Arme, die in schrecklichen Klauen mündeten. Ein Zucken durchrann sie.

Der Schädel blähte sich auf, erinnerte an den eines Fisches. Überdimensional groß war er, kantig, mit Schuppen bedeckt. Riesige Fischaugen glotzten kalt und starr. Das Maul des Dämons klaffte auf und entblößte spitz zulaufende Zähne.

»Geschafft! Es ist geschafft!« kicherte Larusius halb von Sinnen.

»Hörst du, Ghulghanaar… Hörst du mich?«
Schweigen.
Jetzt erst bemerkte der Professor, daß er wieder er selbst war. Keine wesenlose Stimme wisperte mehr in seinem Kopf! Hatte er sich diese Stimme nur eingebildet? Verwundert schüttelte er sich, sekundenlang achtete er nicht mehr auf CORFUUR, das Rumoren und Wummern in seinem Laboratorium. Er horchte in sein Innerstes hinein. Nichts. Ghulghanaar hatte ihn verlassen! Aber… Larusius Hände fuhren zitternd über die schwarzen Wucherungen in seinem Gesicht. Auch die Nervenfäden waren noch vorhanden. Also hatte er sich nichts eingebildet!
Aber – warum hatte sich Ghulghanaar zurückgezogen? Warum?
Was war passiert?
Larusius abwesender Blick klärte sich wieder. Er kreiselte herum.
»Nein!« schrie er.
Das konnte doch nicht möglich sein!
Mit einem irren, verständnislosen Gleißen in seinen Augen starrte er auf die Katafalke. Fünf der sieben Mädchenkörper waren zu Staub zerfallen. Aber zwei – waren unversehrt geblieben!
»Unmöglich!« knirschte Larusius. »Das ist unmöglich! Das Werk war doch vollendet! CORFUUR lebte! Demnach hätten sie alle vergehen müssen!«
Er tappte vorwärts.
Parker wollte ihm etwas sagen. »Herr…«
»Ich will nichts hören! Aus meinen Augen! Ich will allein sein!«
»Aber Herr, es ist wichtig! Sparks…«
Larusius hörte nicht hin. Er wischte sich über die fiebernasse Stirn.
Tatsächlich! Die beiden Mädchen lebten tatsächlich!
Bevor er sich zu irgendeiner Entscheidung durchringen konnte, überstürzte sich alles!
Hinter ihm zerfetzte etwas. Energetische Entladungen zischten und prasselten. Glas splitterte und klirrte zu Boden. Ein bestialisches Grollen wurde laut.
Dann ein dumpfes Platschen…
Larusius traf schier der Schlag!
CORFUUR hatte sich erhoben!
Der Professor starrte das Ungetüm an, und die irrlichternden Fischaugen des Dämons erwiderten seinen Blick.
Larusius überwand seinen Schrecken. Seine kühle Überlegung kehrte zurück. Er mußte zu CORFUUR sprechen, ihm erklären…
Larusius trat dem Monstrum entgegen. Er hob beide Hände in einer beschwörenden Geste.
»CORFUUR! Ich habe dich geschaffen!« sagte er mit fester Stimme.
»Ich bin dein Herr! Höre…«

Der Fürchterliche lachte höhnisch. »Du willst mein Herr sein? Wer bist du, daß du es wagst, so zu mir zu sprechen? – Aus dem Weg, Menschlein, oder ich zertrete dich wie einen Wurm!«

»Ich bin Larusius! Ich habe dich geschaffen!«

»Larusius?« Wieder lachte das Wesen. »Du bist nicht mein Meister, Larusius. Verschwinde! Fort mit dir, elender Sterblicher! – Ich werde jetzt Damona King töten, – und dann bin ich frei! Frei! Das versprach mir mein wahrer Meister!«

Larusius hatte das Gefühl, als würde er in den Boden einsinken.

Diese Stimme – war das nicht Ghulghanaars Stimme?

Noch während er diesem Gedanken nachhing, ging jener Keim des Wahnsinns auf, den Ghulghanaar in seinen Geist gepflanzt hatte. Etwas in Larusius zerbrach. Etwas, das bisher dafür gesorgt hatte, daß er den Bezug zur Realität nicht verlor…

Er sah das Monster heranstampfen, und er begriff nicht, daß er in Gefahr war, daß er keine Gewalt über sein Geschöpf hatte.

»Halt!« brüllte er mit schriller, zornbebender Stimme. »Du bleibst! Du kannst nicht gehen! Du bist meine Schöpfung! Mein Wesen! Ich bin dein Herr! Ich befehle dir! Nur ich allein!«

Todesverachtend stellte er sich dem Koloß in den Weg.

CORFUUR lachte schallend. Seine Pranke zuckte vor und wischte den Professor beiseite! Larusius kreischte. Mit rudernden Armen torkelte er rückwärts. Tische kippten. Gläserne Phiolen klirrten. Brodelnde Flüssigkeiten wurden verschüttet.

Dann kam der endgültige Aufprall. Larusius schmetterte gegen den Umwandler, riß ihn mit sich zu Boden. Es krachte. Ein Funkenregen stob auf. Ungeheuere Hitze bildete sich. Dunkler Rauch wirbelte auf.

Larusius kroch einen, zwei Meter weg, dann brach er benommen zusammen.

Um ihn herum orgelte das Inferno los. Flammen züngelten auf. Irgendwo erfolgte eine Detonation. Gesteinsbrocken prasselten wie Geschosse von der Decke herab. Der Rauch wurde immer dichter.

Die Hölle schien sich aufgetan zu haben.

Nur kurz sah Larusius noch den schemenhaften Riesenkörper CORFUURS. Die Bestie verließ das Laboratorium. Sie war unterwegs, um sich Damona Kings Leben zu holen.

Es berührte ihn nicht.

In Larusius' Augen war ein irrer, fanatischer Glanz.

***

Mit stechenden Lungen hetzte Harry Sparks durch die düsteren Gänge der unterirdischen Anlage. Sein Herz schien ihm im Hals zu hämmern. Hoffentlich haben sie mein Verschwinden noch nicht bemerkt! dachte er pausenlos. Gleichsam sagte er sich aber, daß es

noch nicht bemerkt worden sein konnte. Sowohl der Professor als auch seine beiden so schrecklich veränderten Handlanger waren viel zu sehr auf CORFUUR konzentriert gewesen.

Der feuchte, felsige Boden war uneben, und Sparks rannte viel zu schnell. Er strauchelte und stürzte. Mit einem erstickten Schrei schlug er hin.

Seine rechte Schulter schrammte über die rauhe Wand des Ganges, Schmerz loderte darin. Sparks hätte laut schreien mögen, aber er preßte die Lippen zusammen. Sekundenlang blieb er benommen liegen. Ihm war übel. Alles drehte sich, dehnte sich, zog sich wieder zusammen.

Da zuckte er zusammen. Sein Magen verkrampfte sich.

Hatte er nicht soeben Stimmen und Schritte in der Düsternis gehört? Waren sie ihm schon auf den Fersen?

Konzentriert horchte er. Aber außer dem überlauten Pochen seines Herzens und seinen hastigen Atemzügen konnte er nichts hören. Er mußte sich getäuscht haben. Hoffentlich, setzte er hinzu.

Sparks kam wieder hoch, klopfte sich den Dreck von den Hosen.

Im gleichen Augenblick wurde ihm die Lächerlichkeit seines Tuns bewußt. Es ging um Leben und Tod – und er pflegte seine Eitelkeit

… Er fluchte und setzte sich wieder in Bewegung.

Weiter! Schneller!

Er mußte das Mädchen befreien. Das Mädchen und die drei Wissenschaftler!

Er wußte auch nicht, was plötzlich mit ihm los war, was in ihm vorgegangen war! Er war wieder normal. Kein sabbernder, dämlich kichernder Idiot mehr, sondern ein Kerl, der selbständig dachte und entsprechend handelte. Vielleicht hing es irgendwie mit der Veränderung des Professors und Howards und Parkers zusammen… Die drei hatten sich äußerlich und negativ verändert. Er, durch einen Eingriff geistig manipuliert, hatte sich demgemäß positiv verändert.

Aber gab es so etwas? War das logisch? Was wußte er schon? Er war jedenfalls dankbar bereit, es als gegeben hinzunehmen.

Keuchend hielt er an einer Gangbiegung an und rang nach Luft.

Die Aufregung und das rasche Laufen ließen ihn schwitzen. Salzige Perlen tropften von seiner Stirn.

Verdammte Dunkelheit!

Er hätte eine Taschenlampe mitnehmen sollen. Aber daran hatte er in der Eile nicht gedacht. Nur daran, was er zu tun hatte. An die Sprengladung und an die Waffen. Einen Dolch und eine Pistole hatte er aus dem Arbeitszimmer des Professors gestohlen. Wenn es erforderlich wurde, würde er sein Leben so teuer wie irgend möglich verkaufen.

Sparks rannte weiter.

Dann hatte er sein Ziel erreicht. Hier kannte er sich aus. Auch in der Dunkelheit saß jeder Handgriff. Er hieb auf den versteckt angebrachten Kontakt. Mit einem dumpfen Mahlen schwang die raffiniert getarnte Tür in der Korridorwand auf. Ein Uneingeweihter hätte sie niemals entdeckt.

Eine Bewegung vor ihm!

Sparks wich aus.

Das Mädchen taumelte mit einem verzweifelten Schluchzen an ihm vorbei!

Sie hatte ihn angreifen wollen! Wahrscheinlich hatte sie schon eine ganze Weile darauf gewartet, bis ihre Peiniger kamen und die Tür öffneten…

Gedankenschnell griff Sparks zu und fing ihren Sturz auf. Sie wehrte sich wie eine Wildkatze, aber sie war viel zu schwach, um ihm ernstlich etwas anhaben zu können.

»Ich will Ihnen doch nichts tun, Miß King«, keuchte er eindringlich, als ihm ihre Fingernägel übers Gesicht fuhren. »Ich will Sie befreien!«

Sie zitterte in seinen Armen, starrte ihn ungläubig an. Er ahnte es mehr, als daß er es sah.

»Wer sind Sie?« flüsterte sie endlich.

»Sparks. Harry Sparks. Larusius hat mich gezwungen, bei seinen Teufeleien mitzumachen. Er hat mich operiert… Ich war sein Sklave. Aber das ist vorbei. Irgend etwas hat mich geheilt. Ich bin wieder ich selbst, und ich will Ihnen helfen, glauben Sie mir.« Er spürte ihre Skepsis. »Wir dürfen jetzt nicht reden. Sie müssen mir vertrauen. Ich weiß nicht, ob wir noch viel Zeit haben. Aber ich hole Sie hier heraus. Los, kommen Sie. Wir müssen auch noch die anderen befreien …« Er zog sie mit sich.

Er merkte, daß sie völlig erschöpft war. Ihre Bewegungen waren schwerfällig, ihr Atem rasselte. Aber er durfte jetzt keine Rücksicht nehmen.

Sie schien das zu wissen, denn sie jammerte nicht. Verbissen schweigend blieb sie an seiner Seite. Sparks begann, das Girl zu bewundern.

Im nächsten Moment hörte er Howards und Parkers verzerrte Stimmen. Sie suchten nach ihm!

***

Mike saß wie auf glühenden Kohlen!

Seine Augen waren messerscharfe Schlitze, als er in das immer wilder werdende Schneetreiben hinausstarrte. Überall nur hektisches, wirbelndes Grau und Weiß – vor dem tintigen Hintergrund der Nacht.

»Es hat keinen Sinn, Sir«, brummte Guy Smith zum x-ten Mal.

»Was immer Sie da unten auszumachen hoffen – Sie werden es nicht

ausmachen. Es ist zwecklos. Bei dem Sauwetter sieht man ja nicht mal richtig die Hand vor Augen!«

Mike entgegnete nichts. Er wußte auch, daß der Pilot recht hatte.

Trotzdem sollte er nicht aufgeben.

Seit eineinhalb Stunden kurvten sie jetzt schon kreuz und quer über der einsamen Gegend. Das Städtchen Candelan hatten sie ausgemacht. Winzige Lichtpunkte, die vom immer dichter fallenden Schnee zugedeckt wurden. Das Land versank unter einem samtweichen, weißen Teppich. Aus der Luft sah jetzt alles gleich aus.

Das Moorgebiet, das sich nordöstlich von Candelan ausbreitete, machte da keine Ausnahme. Auch hier: alles grau in grau. Dann wieder tauchten abgestorbene, schwarzverfärbte Bäume auf, deren Äste sich wie Skelettfinger in die Höhe reckten, blattlose Büsche, Sträucher…

Aber nirgends eine einsam gelegene Villa!

Irgendwann war die Dunkelheit hereingebrochen. Gleichzeitig hatte Smith angekündigt, daß der Sprit langsam aber sicher zur Neige ging.

Mike fluchte. Seine guten Manieren wurden brüchig. Damona, dachte er. Verflixt, hilf mir doch irgendwie. Aber wie sollte sie ihm denn helfen? Er wußte doch, daß sie selbst in der Klemme steckte…

Vielleicht lebte sie schon gar nicht mehr…

Er wollte sich ablenken, schloß die Augen und dachte an den Hexenstein. Himmel, wenn er das Ding doch nur einsetzen könnte!

Gleichzeitig sagte er wie in Trance: »Los, nach links abdrehen, Smith. Ich glaube, da war etwas…«

Er wunderte sich noch, wie er dazu kam, das zu sagen. Er hatte doch die Augen geschlossen gehabt…

Die am Rumpf des Hubschraubers angebrachten Scheinwerfer warfen ihre Lichtfinger in die wirbelnde Tiefe. Wie ein Gespenst glitten sie über den morastigen, weißen Boden, über tückisch schillerndes Wasser, das hier und da gefroren war.

Smith drosselte die Beschleunigung.

Mike starrte durch das Plexiglas…

… und sah das Haus!

Sekundenlang wischten die Lichtkegel über dunkle, hochaufragende Mauern, ein schindelgedecktes Dach… Dann war alles wieder wie vorher.

»Das ist es!« sagte Mike unnatürlich ruhig, obwohl sein Blut kochte. Sie waren am Ziel. Ja, das war das Haus, das ihm der namenlose Dämon gezeigt hatte.

Smith zog den Libellenkörper des Schraubers in eine sanfte Kurve.

»Ich gehe runter«, kommentierte er sachlich.

Und jetzt bewies der Mann, was Fingerspitzengefühl war. Behutsam schwebte der Schrauber tiefer. Und tiefer. Obwohl heftige Sturmböen

an dem massigen Körper zerrten, kam er kaum zehn Zentimeter vom Sinkkurs ab.

»Landen kann ich aber nicht. Der Boden dürfte das Gewicht der Maschine nicht tragen.«

»Egal. Ich springe raus«, erwiderte Mike.

»Und dann? Soll ich kreisen? – Zumindest könnte ich's versuchen… Der Saft könnte reichen, wenn Sie sich beeilen …«

»Sie sind gut, Mann!« grinste Mike unwillkürlich.

Er schlug Smith auf die Schulter. »Kreisen Sie – solange Sie das verantworten können. Wenn nichts mehr geht, verschwinden Sie, tanken schnellstmöglich voll – und sind wieder hier. Alles klar?«

»Clear!«

Smith war jetzt von Hunters Hektik und Nervosität angesteckt worden. Daß es kein alltäglicher Auftrag war, hatte er von Anfang an geahnt. Inzwischen wußte er, daß es ein verdammt heißes Eisen war. Hunter brauchte ihm gar nicht erst zu sagen, was für ein heißes Eisen. Nicht mehr.

Er warf dem Generalbevollmächtigten von King einen flüchtigen Blick zu. Das kantige, entschlossene Gesicht seines Co-Piloten sagte mehr als tausend Worte.

»Okay. Tiefer ist nicht drin, Smith«, wies Mike an. Er wollte nicht, daß dem Piloten etwas zustieß. Es war ohnehin schon ein kleines Wunder, daß sie bisher trotz Schneetreiben und viel zu niederer Flughöhe ihre heile Haut behalten hatten.

Die Rotoren über ihnen wirbelten. Das Geräusch surrte in Mikes Ohren.

Er öffnete ruckartig die Seitentür. Wind fauchte ins Innere der Kanzel und zerzauste seine haselnußbraunen Haare.

»Zweieinhalb, zwei, eineinhalb«, gab Smith den Bodenabstand durch.

Dann schwebte der Schrauber knapp fünfundsiebzig Zentimeter über dem ebenen Land. Mike wollte sich hinausschwingen.

»Hunter«, sagte Smith mit rauher Stimme.

Mike wandte sich halb um. »Ja?«

»Ich drücke die Daumen«, erklärte der Pilot und hob seine Rechte an.

»Thanks!«

Mike stieß sich ab und glitt in die schneegeschwängerte Finsternis hinaus. Geschmeidig, wie ein Schatten, tauchte er darin unter.

In den nächsten drei Minuten brauchte Guy Smith seine ganze Geschicklichkeit, um den Schrauber wieder in eine relativ sichere Flughöhe zu bringen. Das Wetter wurde immer schlechter. Der Druckkörper dröhnte unter dem wütenden Ansturm der Naturgewalten.

Smiths Herzschlag beschleunigte sich. Ein eisiges Gefühl saß ihm im Nacken.

***

In fiebernder Hast befreiten sie die drei Wissenschaftler. Die Männer waren immer noch geschockt, apathisch. Sie konnten die bizarre Situation nicht begreifen. Die Auswirkungen der magischen Starre.

Wie kleine Kinder gehorchten sie, als Sparks und Damona sie anwiesen, ihnen zu folgen.

Das unterirdische Labyrinth schien endlos zu sein. Damona konnte sich nicht vorstellen, daß sie jemals wieder ins Freie fanden. Aber dieser seltsame Harry Sparks schien sich auszukennen. Mit traumwandlerischer Sicherheit fand er seinen Weg.

Zwischendurch hielt er immer wieder an und lauschte. Die Stimmen der Verfolger hatten sich entfernt. Vermutlich suchten sie jetzt in einer anderen Richtung nach ihnen.

Damona fühlte sich leer, wie ausgebrannt. Vorhin hatte sie kurz versucht, ihre Para-Fähigkeiten einzusetzen, in Harry Sparks Gehirn vorzutasten, um seine Loyalität, seine Beweggründe definitiv festzustellen. Ein lächerliches Unterfangen. Rasende Kopfschmerzen hatte sie sich eingehandelt – und sonst nichts. Ihre sämtlichen PSI-Fähigkeiten schienen abgestorben zu sein.

Sie versuchte sich damit abzufinden.

Aber sie konnte es nicht. Unentwegt mußte sie daran denken, was geschehen würde, wenn sie entdeckt wurden. Sie war viel zu geschwächt… Den drei Wissenschaftlern erging es nicht viel besser.

Und Sparks hatte gegen die beiden Monster und CORFUUR allein keine Chance.

Er wußte es auch. Denn als er ihr vorhin in knappen Worten erzählt hatte, was in Larusius' Laboratorium geschehen war, hatte seine Stimme gezittert.

Irgendwo vor ihnen rollte Donnergrollen durch die Gänge. Etwas war explodiert. Man hörte berstendes Krachen, zischendes Knistern, das Prasseln von Flammen.

»Das wird sie ablenken«, sagte Sparks hoffnungsvoll.

»Sie wissen, was das zu bedeuten hat?«

»Ja. Ich habe in der Nähe des Labors zwei Sprengladungen mit Zeitzünder angebracht. Die Dinger sind hochgegangen. Außerdem… Die beiden Mädchen … Sie werden Larusius ein weiteres Rätsel aufgeben.«

»Ich verstehe nicht…«

»Zwei von den sieben Mädchen leben noch, wenn ich keinen Fehler gemacht habe. Ich habe unauffällig die Sonden gelöst, die sie mit dem Umwandler verbanden. Vielleicht hat das Larusius' Experiment scheitern lassen. CORFUUR brauchte die Lebensenergie von sieben Mädchen…«

»Ja, ja, ich weiß, das haben Sie mir ja vorhin alles erzählt. Aber das

mit den Mädchen…«
»Wir haben jetzt keine Zeit für Diskussionen, verdammt«, unterbrach Sparks heftig.
Er blieb stehen.
Damona und die drei Männer schlossen auf.
»Still«, hauchte Sparks. »Da kommt doch…«
Zwei monströse Körper stürzten aus der Dunkelheit heran.
Damona warf sich zur Seite. Ein rotglühendes Augenpaar huschte an ihr vorbei, stinkender Atem wischte über ihr Gesicht und raubte ihr schier den Atem.
Eine Magnesiumfackel wurde entzündet. Zischend fraß sich die Flamme empor, tauchte das Geschehen in grelles Licht.
Die beiden Bestien beachteten die Wissenschaftler und Damona überhaupt nicht mehr. Sie drangen auf Sparks ein. Der dürre Mann war diesem Ansturm nicht gewachsen. Ächzend brach er zusammen. Die Wissenschaftler standen vor Schreck erstarrt. Ihre glasigen Augen blickten stumpf.
»Verräter!« gurgelten die Schrecklichen. Sie wollten Sparks umbringen.
Aber der Mann wehrte sich verzweifelt. Er bekam seine Rechte hoch, in der eine lange, silberne Klinge funkelte… Wuchtig stieß er zu!
Das Monster, das auf seiner Brust hockte, kreischte auf. Dann sackte es in sich zusammen. In Sekundenschnelle zerfiel es zu Staub.
Sparks kam frei. Wieselflink rollte er weg, und der Angriff des anderen Höllenwesens ging ins Leere. Aber das brachte ihm nur minimalen Zeitgewinn. Das Monster warf sich aus der Drehung heraus auf Sparks.
Der Dolch entfiel seinen Händen, schrammte über den Boden.
Wie gebannt starrte Damona darauf. Sie schien die Waffe hypnotisieren zu wollen… Aber ihre telekinetischen Kräfte versagten.
Das Ungeheuer setzte Sparks schwer zu.
»Helft mir… doch! Er – er bringt mich um«, keuchte er verzweifelt.
Damona hatte sich bereits vorwärtsgeworfen. Mit ihren Hexenfähigkeiten durfte sie nicht mehr rechnen. Wenigstens nicht jetzt. Also mußte sie dem Mann auf andere Art und Weise helfen. Er hatte ihr Leben gerettet, sie konnte ihn nicht im Stich lassen!
Ihre Hand schloß sich um den Griff des silbernen Dolchs. Sie riß ihn hoch und stach blindlings zu.
Dann war es vorbei.
Das Monster verging, wurde zu Staub.
Keuchend richtet sich Sparks auf. Bewunderung und Dankbarkeit lag in seinem Blick. »Danke, Damona. Danke. Das werde ich dir nie vergessen.«
»Okay, Harry. Sehen wir zu, daß wir das Laboratorium finden…«

»Aber warum das Laboratorium? Der Aufgang in den Keller der Villa liegt…«

»Die beiden Mädchen! Haben Sie die etwa vergessen? Wir können sie doch nicht einfach ihrem Schicksal überlassen!« Damonas Stimme war scharf geworden.

»Ich glaube nicht, daß sie noch am Leben sind«, versetzte Sparks resignierend.

»Trotzdem!«

Sie eilten weiter.

***

Larusius sah die Flammenwand näher und näher heranrücken. Immer wieder erschütterten kleine Explosionen das Laboratorium. Die gesamte Einrichtung lag in Schutt und Asche. Glühende Metalltrümmer lagen verstreut. Der beißende Rauch war überall, ließ seine Augen tränen.

Gierig griff das Inferno um sich, das Feuer leckte an den steinernen Wänden hoch, fraß alles, was sich ihm in den Weg stellte.

Die beiden Mädchen waren aus ihrer Starre erwacht. Sie begriffen, wie nahe sie dem Tod waren. Voller Entsetzen schrien sie ihre Verzweiflung hinaus.

Larusius sah es. Die Qualmschwaden ließen das Labor wie eine fremde Welt erscheinen. Es war seine Welt. Seine, Larusius' Welt. Er kicherte.

Langsam, behäbig stand er auf. Er blutete aus einer Stirnwunde, aber das berührte ihn nicht. Schmerz verspürte er keinen.

Suchend blickte er sich um.

Sein Blick fiel auf eine spitz zulaufende Metallstange, die am vorderen Ende rot glühte. Er hob sie auf und stieg über die Trümmer zu den Katafalken der Mädchen hinüber. Wie durch ein Wunder waren sie bisher unversehrt geblieben.

»Ich bringe euch den Tod! Den Tod!« kicherte Larusius.

Mit beiden Händen hob er die fürchterliche Waffe, bereit zuzustoßen. Entsetzt starrte ihn das Girl an. Sie schrie nicht mehr. Jetzt, im Angesicht des Todes, wurde sie ganz ruhig.

Larusius wollte zustoßen.

***

Damona erkannte, was der Professor vorhatte.

Rauchschwaden umhüllten ihn, ließen ihn wie den Höllenfürsten persönlich aussehen. Larusius war von Sinnen. Zerstörungswut peitschte durch sein Gehirn.

Sie wußte es. Ihre plötzlich wieder schwach vorhandenen telepathischen Fühler zeigten es ihr an.

Damona warf sich vorwärts – hinein in die flammende Hölle, hinein

in das tosende Inferno. Schwer und beißend legte sich der Rauch auf ihre Lungen. Noch zwei Schritte, dann hatte sie Larusius erreicht…

Noch einen…

Da hatte sie der Teuflische erblickt!

Höhnisch lachte er. Der Speer zuckte nach unten…

NEIN! gellte es in Damona.

Und im gleichen Augenblick riß eine unsichtbare Kraft den Mörder hoch! Larusius schrie und kreischte! Er begriff nicht, was mit ihm geschah. Die Augen quollen ihm schier aus den Höhlen. Der Speer polterte zu Boden.

Damona brach in die Knie. Die geistige Anstrengung schmetterte sie nieder!

Groß und glänzend waren ihre Augen auf den Professor gerichtet.

Wie in Zeitlupe lief das Geschehen vor ihr ab, das sich in Wirklichkeit rasend schnell vollzog.

Der Professor krachte gegen die Decke. Sein Schrei brach ab.

Damona schloß ihre Augen.

Ein Körper schlug dumpf zu Boden. Dann herrschte Stille. Tödliche Stille. Trotz des Infernos, das nach wie vor wütete.

Und in diese Stille hinein sagte eine unsagbar böse, grollende Stimme: »Gut gemacht, elende Hexentochter! Aber jetzt – jetzt dürfte deine Kraft verbraucht sein. Endgültig. Jetzt gehörst du mir. Mir – und meinen Meister, Ghulghanaar!« Damona brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen: CORFUUR stand hinter ihr!

***

Die Tür hielt Mikes wuchtigem Ansturm nicht stand. Splitternd krachte das Holz. Der Weg war frei. Mit gezogenem Revolver sprintete Mike in das finstere Innere des Hauses hinein.

Rauchschwaden wogten dicht unter der Decke.

Mike orientierte sich kurz. Er brauchte keinen siebten Sinn, um zu begreifen, daß hier der Teufel los war, – und, daß die Party nicht hier oben stattfand. Er folgte den Rauchschwaden und fand die Kellertür.

Steil ging es in die Tiefe.

Die Luft war heiß und stickig. Immer beißender wurde der Rauch.

Fern hörte man Prasseln und Knistern. Dann eine Explosion. Staub und Kalk rieselten auf ihn herunter. Man hatte das Gefühl, im Vorhof der Hölle zu sein. Was ging dort unten vor sich?

Eine innere Stimme drängte Mike zur Eile. Er stürmte die Stufen hinunter, ohne an das damit verbundene Risiko zu denken. Eine nie gekannte Kraft durchpulste ihn. Auswirkung des Hexensteins? –Oder Vanessa? Damonas Mutter? – Wahrscheinlich würde er es nie erfahren.

Mühelos fand er seinen Weg. Trotz der Dunkelheit. Das ging

jedenfalls nicht mit normalen Dingen zu.

Er durchquerte den Keller und erreichte den Abstieg in das unterirdische Labyrinth.

Hastig stieg er die feuchten, ausgetretenen Stufen hinunter und hetzte weiter. Vor ihm tauchte greller Feuerschein den Gang in hektisches Licht. Mike hielt darauf zu.

Dann hörte er den Schrei!

Ein knirschendes Geräusch…

Drei Männer lagen am Boden. Offenbar waren sie ohnmächtig.

Rauchvergiftung, vermutete Mike. Er schleppte die Männer ein paar Meter in den Gang hinaus. Hier war die Luft immer noch besser als direkt vor dem flammenden Inferno.

»Damona!« brüllte er.

Der Schrei wurde vom Prasseln der Flammen verschluckt. Mike raste zu dem großen Raum zurück. Dort bellten jetzt zwei, drei Schüsse auf. Mike stand auf der Schwelle. Flammenzungen leckten nach ihm. Er hielt die Arme hoch, schützte sein Gesicht vor den lohenden Flammen. Schemenhaft sah er, was sich in dem völlig verwüsteten Raum tat.

Ein gigantisches Wesen beugte sich nieder, streckte seine vier Klauenhände aus, um ein schlankes, schwarzhaariges Mädchen zu ergreifen, das starr vor ihm stand…

Damona!

Mike rannte los. Jetzt achtete er nicht mehr auf die Gluthitze, die ihm entgegenschlug. Er riß den Revolver hoch, im Laufen… Zog den Stecher durch. Ohne nachzudenken, jagte er die silbernen Kugeln aus dem Lauf.

Jeder Schuß fand sein Ziel!

Das Monster wirbelte herum. Stechende Fischaugen glotzten ihn an. Mike sah, daß von den Wunden silberhelle Flämmchen aufstiegen. Das Silber zeigte bereits Wirkung!

Er stürzte vorwärts.

»Damona!« brüllte er.

Sie kniete sekundenlang neben einem am Boden liegenden dürren Mann. Er hielt noch eine Pistole in der Hand. Das mußte der Bursche sein, der vorhin geschossen hatte. Das Monster hatte ihn umgebracht.

Mike hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken.

CORFUUR tappte heran. Er war verletzt – und doppelt gefährlich.

»Elender!« grollte er. »Ich werde dich vernichten!«

Mike feuerte erneut. Auf die Stirn hatte er gezielt. Der Schuß verfehlte sein Ziel.

CORFUUR kam näher. Die vier Krallenhände hatte er ausgestreckt…

Da zerrte Mike den Hexenstein aus der Tasche. Er hielt ihn hoch.

Opalisierendes Silberfeuer umflirrte ihn…

Das Ungeheuer brüllte auf. Sein Körper begann, schwarz zu glühen,

die Konturen wurden unscharf, verliefen ineinander, zitterten.
Unbeirrt hielt Mike den Stein.
Gleichsam wußte er, daß sich Damona auf ihn konzentrierte. Daß sie aus CORFUUR dämonische Energie absaugte, und sie im gleichen Sekundenbruchteil wieder – verstärkt über den magischen Talisman in seiner Hand – gegen das Monster schleuderte.
Sie mußte Schmerzen haben, Mike fühlte es. Aber er fühlte auch ihre Entschlossenheit.
Damona achtete nicht auf sich, auf ihre Gesundheit. Er wußte es, weil er sein Mädchen kannte.
CORFUUR verschwand. »Hilf mir, Meister!« kreischte er. »Hilf mir, vernichte meine Feinde, die auch deine Feinde sind! Vernichte sie – und nimm mich zu dir!«
Übergangslos war jene Stelle leer, an der die schreckliche Wesenheit soeben noch gestanden hatte.
Mike registrierte es und eilte zu Damona.
»Er hat ihn getötet«, flüsterte sie. »Harry Sparks… Wenn er nicht eingegriffen und CORFUUR abgelenkt hätte, dann …« Sie sprach nicht weiter.
Mike streifte ihr wortlos den Hexenstein über den Kopf. Sie lächelte kurz, dann wandte sie sich ab. Sie befreite die beiden Mädchen, die an die Katafalke gefesselt waren. Eines der beiden Girls kannte sie. Es war Meriam Rogers. Ringsum begannen die Wände des Laboratoriums zu brennen!
Das waren keine normalen Flammen! Das war – magisches Feuer!
Ghulghanaar hatte den Ruf seines Ablegers erhört!
»Wir sollten uns beeilen«, meinte Mike.
»Du hättest ruhig früher kommen können«, erwiderte Damona und zerrte das zweite Mädchen von der Liege.
»Auch noch Ansprüche stellen!« murrte Mike gutmütig und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.
Sie küßte ihn.
»Tut gut.«
Er warf sich die beiden besinnungslosen Girls über die Schultern.
»Übrigens – draußen liegen noch drei Gentlemen, und die wollen auch noch gerettet werden«, meinte er betont beiläufig.
Damona erwiderte nichts.
Seite an Seite rannten sie durch das Chaos. Hinter ihnen stürzte die Decke mit Getöse ein. Wattiger Staub wirbelte auf, erstickte einen Teil der Flammen.
Als sie in den Korridor hinauseilten, kamen die Mädchen wieder zu sich. Mike kümmerte sich um die Männer. Zwei wachten auf, als er sie schüttelte.
Er redete nicht viel.

Mit einem Ruck nahm er den Bewußtlosen auf.

»So, und jetzt raus hier, bevor uns der steinerne Himmel auf die Zehen kracht!« keuchte er.

Jetzt, da Mike wußte, daß Damona lebte, hatte er sogar seinen Galgenhumor wiederentdeckt.

***

Sie schafften es, der Flammenhölle zu entkommen.

Im nächsten Augenblick war Guy Smith mit dem Hubschrauber zur Stelle. Mike atmete auf. »Da hinüber!« kommandierte er.

Sie hasteten über den weichen, federnden Moorboden, der von einer leichten Schneedecke überzogen war. Die Rotoren wirbelten das Weiß auf…

Die Flüchtenden achteten nicht darauf. Ihnen saß der Feuerodem im Nacken. Larusius' Villa brannte lichterloh.

Mike war überall. Er half der entkräfteten Damona ins Cockpit, dann manövrierte er die drei völlig perplexen Wissenschaftler und die beiden zitternden Girls hinterher. Damona zog von oben her.

Mike fragte sich, wann sie vor lauter Erschöpfung zusammenbrach.

Er schwang sich in die Kabine. Smith gab Vollschub.

»Hu« sagte er lakonisch. Mehr nicht.

Mike grinste freudlos.

In der Kabine war es recht eng, aber das störte in einer Situation wie dieser kein bißchen.

»Welcher Kurs liegt an, Mr. Hunter?« kam Smith zur Sache.

Mike riß seinen Blick von Damona los. »Die fünf Herrschaften hier fliegen Sie ins nächste Krankenhaus. Und uns beide«, – er deutete auf Damona und sich – »uns beide setzen Sie in Candelan ab. Wir haben hier in der Gegend noch eine ganze Menge zu erledigen. Nicht wahr, Liebling?«

Damona strich sich über ihr rußgeschwärztes Gesicht und nickte stumm.

CORFUUR und Ghulghanaar waren noch am Leben.

Solange das der Fall war, konnte es für sie und Mike keine Ruhepause geben. Der Kampf ging nahtlos weiter. Sie mußten am Ball bleiben…

Damona spürte die belebenden Impulse, die von ihrem Talisman ausstrahlten. Der Schmerz der Brandwunden und Hautabschürfungen verklang. Und auch der Schmerz tief in ihrem Innersten ließ nach.

Sie sah Mike an, der sie aufmunternd und verliebt anlächelte, dann Meriam Rogers, die wieder ohnmächtig geworden war, dann das andere Mädchen – und schließlich die drei Wissenschaftler und Guy Smith, den Piloten. Und jetzt lächelte sie auch, obwohl Tränen in ihren Augen standen.

Sie wandte sich ab, starrte durch das Plexiglas in das grauweiße Schneetreiben hinaus.

In der Dunkelheit tief unter ihnen fiel der Dachstuhl von Larusius' Villa in sich zusammen. Eine gewaltige Feuerlohe schoß in den Nachthimmel und wurde rasch verweht.

Mike beugte sich zu Damona herüber und wischte ihr die Tränen aus den Augen.

ENDE